

Mehreuer Anzeiger

Ersteinst
Mittwoch und Sonnabend.
Abonnementpreis
vierteljährlich 1,20 RM, pränumerando, durch
die Post oder andere Boten 1,35 RM, durch
die Briefträger frei ins Haus 1,35 RM.

für Stadt und Umgegend.

Gratisbeilagen:

Wöchentlich ein illustriertes Feuilleton und vierzehntägig eine landwirtschaftliche Beilage.

Insertionspreis
für die einseitige Zeilenbreite oder deren
Raum 16 Wg., bei Privat-Anzeigen 10 Wg.,
Beilagen pro Seite 25 Wg.
Inzerate
werden bis Dienstag und Freitag 10 Uhr
angenommen.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. A.

Nr. 4

Nebra, Sonnabend, 13. Januar 1917.

30. Jahrgang.

Der Sieg an der Somme.

In dem Handschreiben, das die Beteiligung des Eisenhutes zum Orden Pour le mérite an den Kronprinzen Rupprecht von Bayern begleitet, hat der Kaiser vor aller Welt festgestellt, daß die Sommeschlacht für uns gewonnen ist. Man hat vielleicht allzu schnell hierüber hinweggegangen, denn eine gewonnen Schlacht ist für das deutsche Volk nach den Dingen den Sieg, die keine Degrade in dem zweieinhalb Jahren Krieg darzubringen haben, besonders aber nach den neuesten herrlichen Vorfällen in Rumänien, ein fast alljähriges Ereignis. Wir sind eben in dieser Hinsicht verwehrt. Während heute Frankreich nach mehr als zwei Jahren immer noch am vermeintlichen Marnefeld stehen, haben wir in den letzten kriegerischen Epochen gerade einen Überschuß an Vorfällen zu stolzer Vaterländischer Erhebung, so daß mancher Sieg im Strudel der allgemeinen Begeisterung verunnt oder wenigstens nicht die ihm gebührende Würdigung erfährt.

Daß der deutsche Sieg an der Somme diesen Schicksal ohne weiteres anscheinlich wird, hielten wir nun gerade nicht. Zwar ist doch zweifel deutsches Volk in den bald ein halbes Jahr aneinanderen Schlachten, in denen der Sieg erungen ward, gelassen, dafür haben doch unzählige Sorgen dabei um die Sieben gelangt, die sie in deren nördlichen Töben wühlten. Trotzdem aber erzieht es, nachdem erst auch die Freude von Ende der Sommer Schlacht brachen, geloben, auf deren Bedeutung nach einmal besonders hinzuweisen. Denn sie ist nicht eine Schlacht, wie viele andere auch, sondern ein kriegerisches Ereignis von ganz besonderem Einfluß und ihr für die Deutschen historischer Ausgang von ganz außerordentlicher Tragweite.

Das sagt uns schon eine Betrachtung des Felds, das unsere Feinde mit der Offensive des Jahres 1916, die man kurz als die Sommeschlacht bezeichnen, verlor haben. Dieses Ziel war ausgedehnten, die deutsche Front zu durchbrechen, sie nach rechts und links ausrollen und die Deutschen aus Frankreich und im gleichen Anlauf möglichst auch nach Belgien zu vertreiben. Das gleiche Ziel schwebte wohl auch der früheren Offensive Frankreichs vor, aber es ist doch niemals als so selbstverständlich hingestellt worden wie bei der Offensive dieses Jahres. Die Vorbereitungen dazu sind in aller Öffentlichkeit getroffen worden. Von Ende 1915 an bis zum Beginn der Offensive wurden die eigenen und die neutralen Völker von den Stimmungsrednern der Entente unmaßig im Sinne des vorgenannten Ziels bearbeitet, selbst im Film wurden der aufporchenden Welt die Vorbereitungen zu dem großen Schlag vor Augen geführt.

Ein Zweifel, daß Deutschland nimmer gearmetet werden würde, war für den ganzen Weltverband und seine Traktanten nicht mehr möglich. „Es handelt sich jetzt um die Kraftprobe und nichts anderes.“ schrieb Herr Clemenceau im April. „Der Höhepunkt des Krieges ist da. Für alle Verbandsmitglieder gibt es nur die Lösung: Sieg oder Tod!“ Wenn jetzt ein Wille die einseitige Tat besteht, wird das persönliche Barbarentum vernichtet werden.“ verhandelte der Senator Bergerer unmittelbar vor Beginn des Angriffs. Und an 30. Juni, als das Trommelereier beiläufig eine Woche lang auf die deutsche Stellung niederregelte, ließ man in der Action folgen: Die Deutschen können ruhig sein, man wird Hilfe und St. Quentin schneller erobern, als Sie denken. Ebenso wird die Stunde für Antwerpen und Diederhöfen schlagen und aber Frankreich kann nicht die Trilolone an der Maas und am Rheine wehen.“

Man würde den Franzosen unrecht tun, wollte man sagen, die Vorkriegsbelegungen wären aus der hohen Szene herausgerissen worden. Dem Ziel entsprechen auch die Mittel. Zu dem gewaltigen, bisher beispiellosen Vorkriegsaktionen, die von den Weltmächten getroffen worden waren, hatten die Prophezeiten wohl eine reale Unterlage. Hatien doch die Marineur über den Stand eben ihre Wirkung getan und Grämland veranlaßt, jetzt auch einmal Opfer an Blut zu riskieren. Eine Wiltion (Frankreich stand neben den französischen Divisionen bereit, wohl ausgerüstet und in der langen Wartezeit, die sie sich bisher gegönnt hatten, bis aus letzte eingehit, wie man hoffte. Dazu kamen die Vorbereitungen für eine artilleristische Wiltion, von der man glaubte, daß sie nichts unvorhersehen könne. Man erwartete waren die Schlacht und Rumänienstürmer Frankreichs, Englands und Americas Tag und Nacht mit

für diese eine Aufgabe tätig gewesen. Selbst am Anfangstie hatte es für die Arbeiter keine Pause gegeben. Besonders in der Fabrikation schwerer und schwerer Geschütze war das denkbar Mögliche geleistet worden, hatte man doch von den Deutschen und deren Gefolgen durch die schwere Artillerie gelernt. Große Sorgfalt hatte man auf die Bereitstellung aller Spezialmaschinen verwendet, ganze Schwärme von Fliegern konnten auf die ganzen Linien losgelassen werden. Die Angriffsbewegung selbst war bis ins kleinste ausgedacht, jede Möglichkeit sorgfältig in Rechnung gezogen. Die Arbeit des Angriffsbataillons so gut wie möglich gemindert, um eine Zwischenpause zu erzielen, welcher der Erfolg nach menschlichem Ermessen unter allen Umständen bescheiden sein mußte.

Es war die gewaltigste Maschinenbewegung dieses Krieges, der sich die deutschen Sommerkämpfe gegenüberstellen. Die gesamten verfügbaren Kräfte zweier Großstaaten bereitwillig für einen Angriff gegen nur ein Ziel des deutschen Heeres, denn dieses hatte sich ja auch auf der weiten Distanz gegen die russischen Angriffe zu wehren. Diese Lasten der vielfachen Überlegenheit an Menschen und Kriegsmaterial muß man sich immer wieder vor Augen halten, wenn man die Leistungen unter sonstigen, die Selbstergebung ihres siegreichen Widerstandes würdigen will. Und dann vergegenwärtige man sich, daß das Schlamm, Gammern und Sloggen über fünf Monate Tag und Nacht dauerte, daß ein Großplanlager an verberberstehenden Kräfte nach den anderen in Schalten stellte, daß die durch das Eis und Schmelze immer wieder überflossen wurde.

Man denke weiter daran, daß monatelang vorher in das Gebiet jedes Franzosen hinein geschmarrt worden war, warum es in dieser Schlacht für Frankreich geht, nämlich um die Befreiung der eigenen Erde von den deutschen Besatzern, um nichts weniger als um Frankreichs Zukunft, das auch sonst kein Mittel unverzichtbar gelassen wurde, das geeignet schien, die Truppen vorwärts zu hegen, das neben den tollsten Verwundungen der Allotot eine große Rolle spielte, und das man schließlich auch nicht darauf zurückzuführen den Truppen nach dem nützlichen Zweck den Weg nach rückwärts durch eigenes Maschinengeheul und Geschützfeuer zu verlegen. Vorwärts! Vorwärts! rief jeder neue Tagesbefehl den Truppen zu. Ja, die französisch-englische Heeresleitung wollte vorwärts um jeden Preis. Verträge es mit dem Durchbruch, dann wieder mit der Vermüdung, dann wieder mit dem Durchbruch, so mußte schließlich die Frontlinie hergestellt werden, die durch das in die deutsche Mauer zu stoßende Loch durchbrechen und das Wert der Anstellung beginnen sollte. Der beste Beweis, wie zäh sie ihr Ziel bis zuletzt verlor hat.

Vergeblich. Die deutsche Mauer hielt. Gab wohl da und dort nach, aber sie brach nicht auseinander. Wo unsere Tapieren waren, da hinterließen sie bis in den letzten Grund verbleibendes Land, und nach dies hatte der Feind erst mit Strömen von Blut erkauft müssen. Sein ganzer Erfolg war eine geringe Einschüpfung unserer Linie, die auf einem gewöhnlichen Kartenblatt kaum zu sehen ist. Nicht einmal die Städte Ypern und Bronne sind von ihm erreicht worden, die schon als Ziel der ersten Angriffsfrage aufzusehen waren. Also ein völliges Mißlingen des ganzen Unternehmens, die größte französisch-englische Niederlage dieses Krieges, ein gewaltiger deutscher Sieg. Das ist das Ergebnis der halbjährigen Sommeschlacht.

Wenn wir das heute mit solcher Genauigkeit feststellen, dann wollen wir uns aber auch ins Gedächtnis prägen, was unsere tapieren Truppen dort ausgehalten haben, um dieses Ziel zu erreichen. Von so manchen Szenen hat der Kampf so nächster Heresbericht die Taten der Sommerkämpfer gerührt. In noch hebreren Worten haben die Kriegsbereitersteller der Heimat erzählt, was dort an der Somme an zäher Ausdauer, an idesmueller Tapierheit und selbstloser Hingabe von Leib und Leben nicht zuletzt an Überwindung des französischen und Englischen, was Millionen von Menschen nicht weniger, denn gefestigt ward. Vernehmen wir jetzt aber der Siegesgedächtnis, die unsere vorwärtsführenden Deere in Rumänien zu uns aller Freude begreifen, das harte Delibutum von der Sommeschlacht nicht, das seit ein Zeit dazu beitrug, den Weg nach und durch Rumänien zu bahnen. Und vergehen wir vor allem nicht, daß die heute launisch erwerbenden Friedensbewegung ihrer Heirung nicht nur in der

Riebervermutung Rumäniens hat, sondern vor allem auch in der Tatsache, daß alle Hoffnungen der Westmächte auf Durchbrechung der deutschen Westfront an der Somme hinfällig getragen worden sind. Auch die künftigen Hoffnungen. Denn es wird nach dem, was die deutschen Truppen an der Somme hinfällig haben, keinen Menschen auf der Welt geben, der ernstlich unsere Feinde für einen abemaligen Versuch mehr Erfolg prophezeihen würde, als sie jetzt gehabt haben.

Das ist die bleibende Frucht des deutschen Sieges an der Somme. D. K.

Verchiedene Kriegsnachrichten.

Deutscher Sieg in Ostafrika.

Der „Ehn. Volksgaz.“ meldet ein durch sehr zuverlässige neutrale Quelle gut unterrichteter kolonial-afrikanischer Mitarbeiter: Es habe sich nimmer mit aller Bestimmtheit herausgestellt, daß der englische Oberbefehlshaber, General Smith, im Oktober und November 1916 seine im Wert der Fiederlage während seiner Kampagne gegen Deutsch-Ostafrika erlitten habe. Der Sieg der unter dem Befehl des Obersten v. Lettow-Orbed stehenden Schutztruppe über die Truppe Northes war vollständig. Der Feind wurde 60 bis 100 Kilometer weit verfolgt. Eine Kolonne von über 1500 Mann und eine herriente Gebirgsbatterie wurden vollständig aufgefunden. Die Verluste des Feindes waren beträchtlich und betrugen 400 Mann. Der Feind hat unter Malacia fürchterlich gelitten. — (Die Kolonne Northes ist derjenige Bestandteil der englisch-belgisch-portugiesischen Grenztruppe unter dem Oberbefehl des Baron Emmis, der von Nyassaland her in das Schutgebiet eingebrochen war.)

Das ewige Thema.

Der Generalsekretär des englischen Gesellschaftsbundes Westleton erklärte dem Korrespondenten der „New York World“: Die Arbeiter, aus denen die englische Armee sich zu 85% zusammensetzt, seien in den Krieg gegangen, um Belgien zu befreien und nicht um Belgien zu belagern. Die vollständige Wiederherstellung von Belgien noch immer das Hauptziel, für das sie kämpfen. Westleton sei eben aus Frankreich zurückgekehrt, wo er die Mächten der Französischen und der belgischen Arbeiter über den Abrüstungsbeitrag der belgischen Bürger nach Deutschland kennen gelernt habe. Die Arbeiter seien höchst empört über die Haltung von Westleton gegenüber. Bislang seien 50 000 belgische Bürger festgehalten worden. — Wenn nicht die deutschen Sozialdemokraten eine energiegeladere Haltung einnehmen, glaube Westleton, daß die Arbeiter in den kriegerischen Ländern nicht wieder mit den deutschen Arbeitern zusammengehen werden.

Die Hauptfragen der römischen Konferenz.

Der Mitarbeiter des „Corriere della Sera“ in Rom bezeichnet als Hauptgegenstand der Konferenz in Rom die Frage: Warum ist die Fortsetzung des Krieges notwendig? Welchen Plan soll man demgegenüber verfolgen und mit welchen Mitteln und Geldmitteln? Er kann aber nicht sagen, ob man hinsichtlich des französischen Planes für die Kriegführung im Frühjahr, der Beschaffung von genug Waffen und Munition und der besten Regelung des Versorgungs- und Verkehrsnetzes um endgültigen Ergebnisse gekommen sei. Darüber lassen auch alle anderen Rieberhandblätter trotz ihrer aufsehenerregenden Begeisterung über den Verlauf der Konferenz die Welt im Zweifel.

In der Zwischstufe.

Die „Londoner Nation“ schreibt: Unser Schicksalraum ist jetzt berakt bestrahlt worden, daß, wenn es noch weiter uns am endgültigen Ergebnisse gekommen sei. Darüber lassen auch alle anderen Rieberhandblätter trotz ihrer aufsehenerregenden Begeisterung über den Verlauf der Konferenz die Welt im Zweifel.

Die Kämpfe in der Moldau.

Der militärische Mitarbeiter des „Welt Anzeiger“ hat die Lage der Kämpfe und die Schlacht im Moldauegebiet für sich 11. und 12. Dezember herbeifüht für sie unmög-

lich werde. Die Deutschen verbleiben übrigens der Schwereigkeit der Aufgabe nicht, die ihnen noch bevorsteht, und fertigen ihre Eroble mit aufwändigem Aufwand. — Wir sind daran geneigt, nicht bei jedem Siege von der Verminderung des Feindes zu sprechen, im Gegensatz zu unseren Feinden, die nie fürzlich auf der russischen Konferenz immer wieder am grünen Tisch den „unabhängigen, beherrschenden, unauflösblichen Sieg“ prophezeien.

Im Putna-Abschnitt.

Der Schloß der Seeresuppe Erzerhan Sochic steht in dem Auszug aus dem Gebirge in die Moldau-Gebirge. Die Kämpfe spielen sich auf der Straße ab, die aus dem Rieberer-Gebirge in den Füllbüden nach Otien in die Moldau führen. Das zerstörte Gebirge gewährt dem Feinde die Möglichkeit im Klein- und Großteil hart befestigte Stellungen zu bauen. Rinderungen einer gäben Widerstand entgegenzusetzen, der von unten tapieren Truppen in unterirdischen Anbrängen Schritt für Schritt übermunden wird. Wieder sind dem Gegner neue befestigte Höhenstellungen entzogen worden, die im Zugang zu der Moldau-Gebirge halten. Der anstehende Angriff der Seeresuppe Macken hat unter Ausnutzung des Sieges in unermüdlicher Periode das seligenen Feindes neuen Boden gegen Norden gewonnen und konnte bis an den Putna-Waldung vordringen. Der Putna-Fluß bildet hier nördlich von Jolant einen Wall gegen unsere von Osten nach Putna marschierenden Truppen, da er sich in breiter Front von Westen nach Osten der Stützlinie unserer Truppen vorlegt. Die Jassen hatten hier, ihren Gebirgs und, starke befestigte Außenstellungen angelegt, die ihnen auf ihrem Abzüge eine Zufluchtstätte bieten und erneuten Widerstand ermöglichen sollten. Nach dem Falle von Jolant fallen sie in dem ebenen Gelände keinerlei natürlichen Halt mehr und lassen sich, von unten nachströmenden Truppen bedrängt, genötigt, über den Putna zurückzugehen und die gelistete Außenstellung zu besetzen, in der sie sich noch halten.

Mit der Eroberung von Garbanca ist dem Feinde ein weiterer Stützpunkt entfallen worden. Die Öffnung unserer Front, daß der Bereich ihnen den Beginn des Sieges in Rumänien bringen werde, zerfällt immer mehr in nebelhafte Ferne. Die Erhöhung der Weitegezahl auf 99 Offiziere und 5400 Mann beweist, daß auch der Mächtigkeit der Seeresuppe nicht in der Höhe ist, das mehrfach schwer gelagerte Feuer, unsere Feinde zu einem erfolgreichen Widerstand auszurufen. Von dem Beginn einer siegreichen Gegenoffensive kann unter diesen Umständen naturgemäß nur so weniger die Rede sein, als dazu in erster Linie ein siegreicher Widerstand die notwendige Vorbereitung ist.

Politische Rundschau.

Deutschland.

* In einer Unterredung, die der Präsident des Kriegsverwaltungsrates mit dem Berliner Vertreter des Christlichen Blattes „Mienposten“ hatte, äußerte sich Herr v. Batocki über die Vorkriegsfragen nach dem genannten Wall dahin, daß die in Rumänien eingeschickten Kommandos viel größer seien, als man gedacht habe. Die ausländischen Meldungen über Mangel in Österreich-Ungarn seien unzutreffend. Eine Zuluhr aus Deutschland an Rom sei nicht notwendig. — Die Wehrmacht, das der Friedensvorschlages der Mittelmächte wegen der unabweidbaren Hungersnot gemacht worden sei, ist ebenfalls unzutreffend, wie alle anderen in den Zeitungen des Rieberverbundes.

* Die für den 16. Januar nach Berlin einberufene gemeinsame Konferenz reichsdeutscher, deutsch-österreichischer und ungarischer Parteiführer ist bereits anberaumt worden, da die ungarischen Parlamentarier durch die Tagung des Abgeordnetenhauses an der Hetze nach Berlin verhindert sind.

Frankreich.

* Nach seiner Rückkehr aus Rom hat Ministerpräsident Briand sich zu seiner Beurlaubung herbeiführen lassen, das Ergebnis der Unterhandlungen gerührt. Einige „Mittelmächte“ seien beileigig und insbesondere die Lage auf dem Balkan gründlich erörtert worden, so daß mit einer baldigen Wendeung zu rechnen ist. — Wie immer verlegt Briand, daß seine „Behauptungen“ nicht durch Worte, sondern nur durch Taten herbeigeführt werden können.



einige heilsame Lehre — eine Woche an der Sonne zu verbringen!

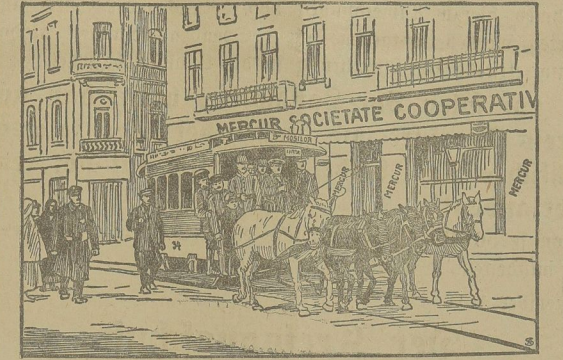
Der Flug der Gewehrkugel.

— Kann man ein Zielenetzgefäß fliegen lassen? — Die Flugel moderner Gewehre fliegen unfaßbar schnell; kein erlaubtermaßen fliegen sie kann sich aufhalten, das Ziel zu treffen. In naheliegenden Geschäften und beim Treffen drängen. Dennoch ist die Flugbahn der unfaßlichen Kugel für unsere Sinne wahrnehmbar nicht unauflösbar. Einmal indirekt durch die unheimliche Anzeichen der Flugbahn und die unheimliche Flugbahn selbst. Einmal durch die unheimliche Flugbahn selbst. Einmal durch die unheimliche Flugbahn selbst. Einmal durch die unheimliche Flugbahn selbst.

Geschäfts- und Konfektionsbeamtin aller neutralen Staaten in Düsseldorf und an sämtliche oder lokale länderliche Staatsangehörige mit der Befugnis, daß die Beamtin als Gehilfin bestellt werden. In folgenden Fällen sind Anstellungen nur beim Vorliegen besonderer Gründe zu erteilen.

50 Jahre Eisenbeton.
Ein großer Gedenktag deutscher Technik. Die Jahre 1868/69 sind die Zeit der Entdeckung der Eisenbeton-Verfahren. Sie waren die Geburtsstunde dreier weittragender Erfindungen, Dynamomachine, Dynamit und Eisenbeton.

Deutsche Soldaten in Bukarest.



Unsere Feldbauern haben es sich in Bukarest sehr bequem und sich die Annehmlichkeiten der Großstadt zuzunehmen gemacht. Sie kennen namentlich das alte Sprichwort sehr genau: „Schlecht gefahren ist besser als gar gefahren.“ Darum machen sie in ergeblicher Weise den Omnibusfahren Gebrauch, die in Bukarest den Verkehr vermitteln. Nach unseren Begriffen sind das, wie unter Bild zeigt,

wert fertig ist. Infolge des kräftigen Stampfens ist die Festigkeit bedeutend höher als beim Gipsbeton, deshalb wurden z. B. die Mauern der neuen großen Schule des Kaiser-Wilhelm-Stadts als Stampfbeton gemacht. Das man aber über diesen Punkt verschiedener Ansicht sein kann, beweist der Umstand, daß die Amerikaner die Scheinmauern des Panamakanals als Gipsbeton angefertigt haben.

Je mehr Beton in den gepulverten oder stampften Beton einsetzt, desto höher wird die Festigkeit mit einem Male steigend. Freilich darf man sich nur nicht vorstellen, daß man sich ein Eisenbetonbalken legen kann wie ein Holzanker, oder man weiß, daß sie nicht bricht, wenn eine gewisse Beanspruchung tritt. In solchen Stellen, an denen solche Beanspruchungen auftreten und an denen man eben bewegen selber unbedingt Eisenbeton-

recht merkwürdige Gefährte, sie sind mit fünf bis sechs Personen besetzt, die mit einem langen, dünnen, einseitig gebogenen Stab den Wagen, aber das macht unseren Feldbauern gar nichts aus, sie füllen die Wagen bis auf den letzten Nagel und scheinen sehr guter Laune zu sein.

Gerichtshalle.

Breslau. Die 70 jährige Mutter des baltischen Prinzen des Breslauer Stadtregiments Bobemir Plunge, Altes Kaiserin Plunge, wurde vom außerordentlichen Kriegsgericht wegen verächtlicher Auftritte über das deutsche Reich unter Zuhilfenahme anderer Umstände zu 600 Mark Geldstrafe verurteilt. Der Vater der Verurteilten hat durch ihre Mutter Franzosen. Sie selbst ist deutsche Staatsangehörige.

Hamburg. Der nicht allseitige Fall, daß ein Ehepaar gemeinsam auf Staatsauslandreisen ausging, beschloß die Ehefrau, die gegen den Kaufmann Konrad Sornow und dessen Ehefrau verhandelte. Während letztere schon mehrfach vorbestraft ist, hat der Mann keine Strafen erlitten. Er lernte seine Frau im Sommer 1914 kennen und ließ sich von ihr überzeugen, die den Angelegenheiten der Mittel einzusetzen, legte sie sich auf den Schein. Sie erließ eine Anzeige, nach der ein wohlhabender Kaufmann eine Frau habe. Dem mitleidigen Mann setzte die Angelegenheit je nachdem einen Hauptmann, einen Major, ein in Preußen. Anbestrafte wurde auch der Mann einer Verurteilung als Staatslandsdienst. Jedoch beendeten die Angelegenheiten, den neuen Staatsbürgerschaft Geld zu erhalten, was ihm jedoch nicht gelang. Dagegen sollten der Frau mehrere kleine Darlehensschulden. Sie näherte sich einem Widdauer unter dem Namen „Gute von Gornaby“, verlor sich mit ihm und entloste ihn mehrere hundert Mark. Weiter wurden dem Angeklagten noch Geldmengen und Betrag an Schenkungsgeldern vorenommen. Das Gericht beschloß, daß der Mann wegen der Verurteilung verurteilt und bestraft nur zu einer Gefängnisstrafe von zwei Monaten; die Ehefrau erhielt 15 Monate Gefängnis. Bei beiden wurde die Strafe als durch die Unterlassungspflicht verbittet angesehen.

Vermischtes.

Kurz, aber deutlich. Dem zum militärischen Kommissar in Rappeln neu ernannten General Sir Francis Blandford, dem die wie The Straits Times erzählt, das folgende Geheiß: „Sir Blandford dient damals in Afrika zur Zeit der Herrschaft Simeons, und während einer Inspektionsreise überreichte man ihm ein Telegramm, das von einem in die ferne Wüste entlassenen Botenkommando abgefaßt worden war. Es war ein bezeichneter Siffert: „Amüßig hier zu sein, glücklich in Lebensgefahr. Umgeben von Löwen, Elefanten und Wölfen.“ Hierauf erwiderte Sir Blandford: „Es gibt keine Wüste im Sudan.“ Sirs Lage später erhielt er aber wieder von demselben Untergebenen aus der Wüste ein Telegramm, das lautete: „Mit Beziehung auf Telegramm vom 16. bitte Wüste zu freiden.“

Hauswirtschaft.

Die Befandlung der Insektenepidemie.
Aberes abgetretenes Insektum ist jeden Tag ungewissen und mancherlei Schaden, weil mit warmen Tüchern eingewickelt. Die Insektenepidemie ist immer der Vorzug zu geben, weil das dunkle Glas und Glas viel sichtbar werden läßt. Neuneinziges Insektum sollte man immer wischen und wie einen Insektentisch behandeln, monatlich jeden Tag mit einem weichen Tuch trocken abwischen und einmal wöchentlich feucht wischen. Im Boden wieder hell und klar zu bekommen, bürste man ihn alle paar Wochen mit einer Seifenlösung auf und wische ihn nachher ein.

Zingegenstände zu reinigen.
Man reinigt die betrieblenen Gegenstände mit Wasserlauge. Darauf nimmt man ein Stück geordnetes oder geordnetes Käseglas, zerbricht es zu Mehl, treibt es auf einen weichen Lappen und putzt damit das Gefäß so lange, bis der Silberglanz eintritt. Bleichpulver putzt man auch mit 1 Teil Schwefelsäure auf 12 Teile Wasser, doch ist letzteres Verfahren entschieden vorzuziehen.

Stigmata, welche alt und blind sind,
wächst man nicht, wenn sie gesund sind, und launemarm Gesichtsform rein ab, trocken sie auf nach. Nach Verlauf von ungefähr einer Stunde klopft man ein Glas schaumig und überreicht damit das ganze Bild — aber ja nicht fleckig oder streifig — und die Farben kehren wieder aus wie neu.

Der einiger Zeit hat jedoch Keimant Dr. Siebert durch einen glücklichen Zufall die Möglichkeit, auch das Antimonerz des letzten Jahres zu sehen, erkannt. Als Antimonerzbeobachter, dem die Welt sich während vieler Stunden des Tages ausschließlich im Scherententwurf spiegelt, wollte er auch einmal den Einfluß eines Gesteins auf die Natur nicht nur durch, sondern die ganze Flugbahn des Gesteins, und das gesamte Gestein, fähigstenfalls Einfluß, was sich in höchsten Zügen mit ungewöhnlicher Geschwindigkeit, schien plötzlich im Boden verschwinden zu wollen, um gleichzeitig Stein und Sand aufzuwühlen.

Volkswirtschaftliches.

Keine Volkswirtschaft mit ausländischen Lebensmitteln.
Der Volkswirtschaft von Vater, Mutter, Fleisch und Fleischwaren, Eier, Schmalz, Käse, Dorsch, alle Art und Gier aus Dorsch, Mehl und Spöck hat in der letzten Zeit einen solchen Umfang angenommen, daß wegen der Berechnung der Volkswirtschaft auf die Volkswirtschaft und wegen der mit der zunehmenden Zahl immer schwieriger werdenden Überwachung des Importverkehrs eine Änderung in der Volkswirtschaft eintreten muß. Die Volkswirtschaftspolitik hat die Volkswirtschaften der Vater, Mutter, Fleisch und Fleischwaren, Eier, Schmalz, Käse, Dorsch, alle Art und Gier zum 1. Januar 1917 auf zu beschlagnahmen und Preisobergrenze abzulassen, wenn nicht durch einen förmlichen Ausnahmeweichen, der den sonstigen Volkswirtschaften begünstigt ist, nachgewiesen werden für die einzelne Volkswirtschaft. Der Volkswirtschaft eine Ausnahme bewilligt werden ist. Derartige Ausnahmeweichen sind nur zu erteilen an

namen von da ab im Reiche der Technik eine gewisse Rolle zu spielen. Der Eisenbeton hat erst nach und nach eine gewisse Bedeutung zu erlangen vermocht, dann aber wurde er auf vielen Sondergebieten fast unwiderrlich. Der Beton war schon länger bekannt, aber seine Verwendungsmöglichkeit war durch die ihm von Natur anhaftenden Eigenschaften beschränkt. Bekanntlich besteht der Beton aus Zement, Sand und Kies, und diese Bestandteile werden in verschiedener Menge gemischt, je nach der Festigkeit, die das fertige Bauwerk haben soll. Der mit Wasser angerührte Brei wird vielfach in fertiger Form aus Brettern, Holz, Verankerungen gegossen, und sobald er erstarrt ist, hat man ein Mauerelement oder eine Decke von einer fest feststehenden Größe. Auf diese Weise lassen sich in Häuser nicht nur Decken oder Wände einbauen, sondern man kann auch die ganzen Häuser so gießen, wie es bekanntlich die Amerikaner vielfach tun. Diese Art Beton nennt man Gussbeton, sie ist die einfachste und bequemste Art der Betonverwendung.

Wenn die Festigkeit der fertigen Mauerwerke höheren Ansprüchen genügen soll, dann greift man lieber zum Stampfbeton. Dasselbe wird von dem Betonbrei immer nur ein kleiner Teil auf einmal in die Formen gegossen und dann erst richtig festgestampft, ehe wieder etwas darauf gegossen wird. So legt man Schicht auf Schicht, bis dann endlich das ganze Bauwerk fertig ist.

war das nicht gemeint. Schüler habe ich sonst nicht — ein feiner, der viel Lust und Liebe zum Unterricht hat. Aber mit Ihnen, das soll eine Ausnahme sein, weil Sie auch eine Ausnahme sind. Glauben Sie, die Kräfte, die am Tage hinter dem Pfluge gehen und das Vieh füttern und Pferde triegeln und dann sich in ihrer Mittagspause oder nach Feierabend hinlegen und zeichnen ganz aus sich selbst heraus, nur zur eigenen Freude — glauben Sie nicht, wenn einem zu einer vornehmen, da wäre es die reine Sünde und Schande, hätte man den nicht. Und so will ich Sie mit Ihnen machen. Sie haben Augen im Kopfe, mit denen Sie schauen, wo andre nur hören. Ihre Zeichnungen haben Hand und Fuß. Aber das nur, in dem heist ein Künstler. Fragt sich nur, ob Sie auch Handhaben haben; und daran zweifle ich nicht.

Und nun, junger Freund,“ fuhr der Professor fort, „werden Sie nicht eitel. Ein Maler wird Sie noch lange nicht; da haben Sie noch viel zu lernen. Sogar Zeichnerwürdig sind Sie noch nehmen, um den Bild für die meisten Künstler nicht verstanden. Seine Gedanken waren noch ganz bei dem Bilde. „Das muß so etwas malen kann!“ sagte er leise. „Ist das wunderbar!“

Wolffhardt war aufgestanden und zu ihm getreten. Nun standen sie beide vor dem Bild, das allerdings sich der Meister auf ein eigenes Werk nicht verstanden. Seine Gedanken waren noch ganz bei dem Bilde. „Das muß so etwas malen kann!“ sagte er leise. „Ist das wunderbar!“

Es waren zum Teil ungerade Stützen, Ausläufer aus der Natur, aus Fels und Sand, wie er sie kannte. Ihre mit Felsen Stämme fand er sich in einer vertrauten Umgebung. Da war wie der Neuenfelder See mit seinem hohen Blaudufer und hier die Sandstränge, die zwischen gelben Roggenfeldern bis das Holz führte. Und sogar kein Weidlingstüpfchen fand er wieder, den seinen Ausläufer über das laufende Sand bis zu den fernem Abhänge Felsen. Und das alles leuchtete in softem Grün und schimmernder Schemelbläue, und die Lupinenerfelder lagen zwischen wie ein Meer von Gold, und der Wald wie Tropfen roten Blutes war dazu zwischen eingeprengt, daß es eine Nacht war. Wägen an der Wand hing ein großes Bild in breiten Rahmen von dunkler Holz, das Bild vom inneren Wandel der Umarmung ab. Zwischen dem grauen Stämmen lag man hinaus in ein Weidental, auf dem die scheidende Sonne lag. Hier oben aber zeigte sich schon der Fels der Sonnenerde, der den hohen weichen Wolfspfeifer des Bodens und beide die Welt tiefe mit bläulichem Schalen. Ein junges Weib lag unter einer Wägen in diesen Schalen; auf ihrem Schoße schlief ein Knabe, zu dem sie das schöne Antlitz neigte, daß ihr die Hirt der schwarzen Haare über Wägen und Wägen mochte. Von dem Knabe ging ein sanfter Schimmer aus, der ferner die das fernen Wägenbündel mit einem feinen wunderbaren Glanze. Zur Seite in waldenden, weißen Gemälden stand eine schlank Wägengefährt mit

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt

Aufruf zur freiwilligen Abgabe von Speck und Dauerwaren für die Munitionsarbeiter.

Unsere siegreiche Armee braucht, um dem Ansturm der Feinde standhalten und den Krieg bald zu einem glücklichen Ende führen zu können, noch viel mehr Munition wie bisher; deshalb gilt es, die Arbeitskräfte unserer in der Munitionsindustrie tätigen Volksgenossen zu stärken und zu sichern, und dies ist nur möglich, wenn ihnen ausreichende und gute Ernährung geboten wird.

Der Feldmarschall von Hindenburg wendet sich daher an alle Landwirte und Nichtlandwirte, die sonst dazu in der Lage sind, mit der Bitte:

„Gebt für die Munitionsarbeiter freiwillig ab, was Ihr nur irgend entbehren könnt“!

Diesem Rufe folgend ist auch in unserem Kreise eine Hindenburgsammlung eingerichtet.

Alle Ortsbehörden nehmen hierzu Anmeldungen von geräucherem Speck und sonstigen Fettdauerwaren, welche gegen Bezahlung erbeten werden, entgegen; diese Spenden gelangen alsdann durch Vermittelung der Kreisfettstelle an die Provinzialfettstelle zur Ausführung in die Industriebezirke.

Kreiseinwohner, vor allen Ihr Landwirte, helft, daß auch zu dieser fortlaufenden Spende der Kreis Quersfurt wie bisher bei allen solchen Gelegenheiten, gern und freudig sein reichliches Teil beibringt. Hilfe tut not, es handelt sich um die Zukunft unseres Vaterlandes!

Wir erwarten, daß von je 50 Pfd. Lebendgewicht eines Schweines, welches bereits geschlachtet ist oder noch geschlachtet werden soll, mindestens 1 Pfd. Speck abgeliefert wird.

Quersfurt, den 9. Dezember 1916.

Der Kreis Ausschuß und die Vorsitzenden der landwirtschaftlichen Vereine.

von Hellborff-Quersfurt, Graf von der Schulenburg-Hexler-Bizzenburg, Behm-Schloß Quersfurt, Foerster-Freyburg a. U., Löhne-Nemsdorf, Wünsch-Größt, Loth-Dbereichstädt, Wanfer-St. Ulrich.

Durch Bekanntmachung vom 10. Januar 1917 — Nr. M. 1. 12. 16 KRA — habe ich eine Beschlagnahme, Bestandserhebung und Enteignung von Prospektstiefen aus Sinn von Dreien und freiwillige Ablieferung von anderen Zimptiefen, -schälsteinen usw. von Dreien und sonstigen Musikinstrumenten verfügt. Die Bekanntmachung ist in den amtlichen Zeitungen und in ortsüblicher Weise veröffentlicht worden.

Magdeburg, den 10. Januar 1917.

Der stellvertretende Kommandierende General des IV. Armeekorps:

Frhr. v. Lyncker,
General der Infanterie
à la suite des Luftschiffer-Bataillons Nr. 2.

Durch Bekanntmachung vom 12. 1. 1917 Nr. N. 1200/12. 16 A. II. 4 habe ich eine Beschlagnahme und Bestandserhebung von Calcium-Carbid verfügt. Die Bekanntmachung ist in den amtlichen Zeitungen und in ortsüblicher Weise veröffentlicht worden.

Magdeburg, den 12. Januar 1917.

Der stellvertretende Kommandierende General des IV. Armeekorps:

Frhr. v. Lyncker,
General der Infanterie
à la suite des Luftschiffer-Bataillons Nr. 2.

Anordnung.

Auf Grund der §§ 47 und 48 der Bekanntmachung über Brotgetreide und Mehl aus der Ernte 1916 vom 29. Juni 1916 (R. G. Bl. Nr. 167) und der dazu ergangenen Ausführungsanweisung wird für den Kreis Quersfurt folgende Anordnung erlassen:

Der Verbrauch an Brot und Mehl der Bevölkerung des Kreises regelt sich vom 8. Januar d. Js. ab nach Maßgabe der nachstehenden Bestimmungen.

Die Abgabe und Entnahme von Brot und Mehl darf nur auf Grund von Brotmarken erfolgen. Der freie Handel mit Mehl ist verboten.

Jede Brotmarke berechtigt zur Entnahme von:

- 1 Pfund Stangenbrot oder
- 450 Gramm Weißbrot oder
- 350 Gramm Mehl.

Die Brotmarken sind übertragbar und haben getilcht und unbeschränkte Gültigkeit.

Die Ausgabe der Brotmarken erfolgt durch die Gemeindebehörden (Brotmarkenausgabestellen) gegen Vorlegung eines besonderen Ausweises (Brotkarte) an die Haushaltungsorstände oder deren Beauftragte in Sechswöchentlichen von 2 Wochen.

Die Haushaltungsorstände sind verpflichtet, Veränderungen in der Kopfzahl ihrer Haushaltungen mündlich oder schriftlich binnen 3 Tagen bei der Gemeindebehörde (Brotmarkenausgabestelle) anzuzeigen.

Bis auf Weiteres erhalten

- a) die Schwerarbeiter,
- b) die Arbeiter und Arbeiterinnen während der Bestell- und Erntezeit für jede Woche 6 Brotmarken,
- c) die landwirtschaftlichen Arbeiter während der Bestell- und Erntezeit für jede Woche 4 Brotmarken,
- d) alle sonstigen verordnungsberechtigten Personen für jede Woche 4 Brotmarken.

Landwirtschaftliche Arbeiter, die infolge langandauernder oder angestrengter Beschäftigung den Schwerarbeitern gleichgerechnet werden können, erhalten 6 Brotmarken pro Woche auch für die Dauer ihrer Beschäftigung. Die Schwerarbeiter erhalten außer den ihnen durch die Gemeindebehörde ihres Wohnortes zu verabfolgenden 6 Brotmarken pro Woche weitere Zusatzbrotmarken durch die Betriebe, in denen sie beschäftigt sind.

Jugendliche Personen von 12 bis einschließlich 17 Jahren (auch Selbstverleger) erhalten sofern sie als Schwer- und Schwerarbeiter nicht bereits 6 Brotmarken pro Woche beziehen, wöchentlich eine Brotmarke mehr.

Schwangeren Frauen können während der letzten Hälfte der Schwangerschaft auf Grund einer Bescheinigung des Arztes oder der Hebamme auf Antrag die erforderlichen Brotzulagen, jedoch nicht mehr als 3 Brotmarken in jeder Woche, von den Gemeindebehörden gewährt werden.

Selbstverleger können — sofern sie Schwer- oder Schwerarbeiter sind — auf Antrag Brotzulagen von den Gemeindebehörden gewährt werden, jedoch nicht mehr als 2 Brotmarken in jeder Woche.

Die Gemeindebehörden haben die Anzahl der den einzelnen Haushaltungen nach Vorstehendem wöchentlich zuzuteilenden Brotmarken festzusetzen und die zuletzt im Gebrauch befindlichen Brotmarken entsprechend zu berichtigen.

Bei der Entnahme von Brot und Mehl ist die entsprechende Zahl von Brotmarken dem Verkäufer auszubändigen.

Die Verkäufer von Brot und Mehl haben die Brotmarken auf Sammelbogen aufzukleben und am 1. und 15. jeden Monats der Gemeindebehörde einzureichen, die sie unverzüglich an den Kreis-Ausschuß weiterzugeben hat, und zwar getrennt, sofern mehrere Verkäufer in der Gemeinde vorhanden sind. Dem Verkäufer ist von der Gemeindebehörde die Zahl der von ihm an jedem Abfertigungstage zurückgegebenen Brotmarken zu bezeichnen.

Eine käufliche Entnahme von Brot und Mehl ist für diejenigen Personen ausgeschlossen, welche gemäß § 64 der Bundesratsverordnung vom 29. Juni 1916 von dem Rechte der Selbstverlegung Gebrauch machen und das zur Ernährung der Angehörigen ihrer Wirtschaft erforderliche Brotgetreide verwenden. Ausgenommen sind hieron die jugendlichen Personen von Selbstverlegern hinsichtlich der ihnen nach § 66 wöchentlich zuzuteilenden 1 Brotmarke. Die Menge, welche die Selbstverleger verwenden dürfen, ist für den Kopf und Monat auf 4 kg Brotgetreide festgesetzt, wobei einem Kilo Brotgetreide 800 Gramm Mehl entsprechen. Ein Selbstverleger darf hiernach für die Zeit vom 16. August 1916 bis zum 15. September 1917, also für 13 Monate, insgesamt 117 kg Brotgetreide auf den Kopf zurückbehalten.

Die Selbstverleger haben das ihnen nach Vorstehendem zustehende Brotgetreide beim Mehl von ihren anderen Beständen abzurufen. Sie dürfen das Getreide nur auf Grund des ihnen von der Gemeindebehörde ausgefertigten Mahlausweises bei den Mühlen ausmahlen lassen.

Mehr als die in dem Mahlausweise von der Ortsbehörde vermerkte Menge an Brotgetreide darf der Müller nicht vermahlen, wie auch der Selbstverleger nicht mehr als die eingetragene Menge an Getreide für sich und seine Angehörigen verwenden darf. Der Müller darf Mahlgut nur annehmen, Ausweis einzutragen und denselben dem Selbstverleger (jedem leglich zurückgehenden, der ihn beim Abholen des Mahlgutes wieder vorzulegen hat. Kann er das Getreide aus irgend welchem Grunde nicht vermahlen, so daß er es den Selbstverlegern unvermahlen wieder zurückgeben muß, so hat er das betreffende Getreide in dem Ausweise wieder zu freieren und den Grund der Streichung darauf kurz zu erläutern.

Die Selbstverleger dürfen das ihnen zustehende Brotgetreide nur in Mengen zur Vermahlung bringen, die ihrem Bedarfsanteile an Brotgetreide für 2 Monate entsprechen.

Die Mühlen dürfen von Selbstverlegern Brotgetreide zur Vermahlung nur in einer Menge annehmen, welche ein Sechstel der auf dem Mahlausweise vermerkten Gesamtgetreidemenge nicht übersteigt. Einen neuen Mahlauftrag von Selbstverlegern dürfen die Mühlen erst dann ausführen, wenn 2 Monate seit der Ablieferung des letzten auf Grund des vorliegenden Mahlausweises ermahlenen Mehles verfließen sind.

Die Mühlen sind verpflichtet, über das zur Vermahlung abgebrachte Selbstverlegergetreide Buch zu führen und in den Mahlausweisen den Tag und die Menge des zurückgelieferten Mahlgutes zu vermerken.

Die Mühlen dürfen für die Vermahlung von Brotgetreide den Mahllohn in Form der Mühle nicht erheben. Die Selbstverleger müssen den Mahllohn in Geld entrichten. Als Mahllohn wird für 1 Str. Roggen 1,25 Mk. und für 1 Str. Weizen 1,50 Mk. festgesetzt.

An Fällen, wo der Landwirt das zu seinem Bedarf zurückbehaltenen Brotgetreide nicht direkt mahlen läßt, sondern derart umlegt, daß er vom Bäcker Brot bezieht und für dieses an den Bäcker Getreide liefert, welches letzterer feinerweise mahlen läßt, darf das Vermahlen nur gegen Vorlegung des Ausweises desjenigen Landwirts, von dem das Getreide herührt, stattfinden.

Die Wachtmannschaften und Kriegsgefangenen, welche im Kreise beschäftigt werden, erhalten die Brotmenge derjenigen Gruppe des § 5, welcher sie zuzurechnen sind. Jedoch muß zu dem Brot der Kriegsgefangenen die doppelte Menge Strohalmittel verwendet werden.

Auslandsfremde, die sich durch Vorlage ihres Passes als solche ausweisen und Militärurlauben haben Anspruch auf 4 Pfd. Brot die Woche; jenseit Militärurlauben in der Heimat als Schwerarbeiter tätig sind, haben sie dagegen Anspruch auf 6 Pfd. Brot pro Woche. An diese Personen sind jedoch nicht die auf den Kreis Quersfurt lautenden Brotmarken, sondern nur Reichs-Weizenbrotmarken zu verabfolgen. Bei den Militärurlauben ist unter Angabe der Zahl der ausgehenden Reichs-Weizenbrotmarken der Zeitraum, für welchen diese bezogen sind, auf dem Mahlauspaß zu vermerken.

Die markenfreie Abgabe von Brot in Gasthäusern und Speiseanstalten ist verboten. Gasthäuser und Speiseanstalten dürfen nur Brot nach gegen Abgabe von Abgängen der Reichs-Weizenbrotmarken verabfolgen.

Zumiderhandlungen gegen diese Anordnung werden gemäß § 57 der Bundesratsverordnung vom 29. Juni 1916 mit Gefängnis bis zu 6 Monaten oder mit Geldstrafe bis zu 1500 Mark bestraft. Nach dem Willkürurteil sind die Bestimmungen der gegen die Bestimmungen verstoßenden Geschäfte angeordnet, bezw. Selbstverlegern das Recht der Selbstverlegung entzogen werden.

Frühere Anordnungen des Kreis-Ausschusses, die den vorstehenden Bestimmungen entgegenstehen, treten gleichzeitig außer Wirksamkeit.

Quersfurt, den 4. Januar 1917.

Der Kreis-Ausschuß.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von Karl Stiebig in Nebra.

Hierzu Sonntagsblatt und eine Beilage.

Beilage zu Nr. 4 des „Nebraer Anzeiger“.

Nebra, Sonnabend, den 13. Januar 1917.

Von den Kriegs-Schauplätzen.

Großes Hauptquartier, 9. Januar.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Bei guter Fernsicht war die beiderseitige Feuer-tätigkeit lebhaft.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Front des Generalfeldmarschalls Prinz Leopold von Bayern.

Klare Sicht begünstigte die Kampf-tätigkeit der Artillerie an verschiedenen Stellen. Erneute feindliche Angriffe beiderseits der Aa wurden restlos abgewiesen. Nächtl. Vorstöße russischer Jagd-kommandos zwischen Friedrichstadt und Chaussee Mitau-Blai blieben erfolglos. Bei dichtem Schneegestöber gelang es dem Russen, die ihm am 4. 1. ent-rissene kleine Insel Glandon (nördlich Illuz) zu-rückzugewinnen. Sein weiteres Vordringen gegen das westliche Dünaufer wurde verhindert.

Front des Generaloberst Erzherzog Josef.

Hartnäckig verteidigt der Feind die aus dem Be-rezker-Gebirge in die Moldau-Ebene führenden Täler. Trotz unangünstiger Witterung und schwierigsten Geländeverhältnissen in dem zerklüfteten Waldgebirge drängen unsere Truppen ihren Gegner täglich Schritt für Schritt zurück. Auch gestern wurden beiderseits des Casinu- und Sufita-Tales verdrängte, stark ausgebauten Stellungen im Sturm genom-men und trotz verzweifelter Gegenstöße gehalten.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen.

In Ausnutzung ihres Sieges drangen die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen weiter nach Norden vor und erreichten, feindliche Nachhutten ver-wendend, den Putna-Abchnitt, dessen jenseitiges Ufer der Feind in einer neuen Stellung hält. Bei-derseits Funden ist der Russe in der Linie Crangeni-Manesti geworfen. Carleaska wurde gestürmt und gegen nächtliche Angriffe gehalten. Die gestern gemeldete Beute hat sich auf 99 Offiziere, 5400 Mann, 3 Geschütze und 10 Maschinengewehre erhöht.

Mazedonische Front.

Nichts Wesentliches.

Der Erste Generalquartiermeister Ludendorff.

Großes Hauptquartier, 10. Januar.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Bei Sturm und Regen blieb die Gesichtstätigkeit gering. Nur an der Ancre lebhafteste Artilleriekämpfe.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Front des Generalfeldmarschalls Prinz Leopold von Bayern.

Stärkere russische Angriffe südwestlich von Riga sowie zahlreiche Vorstöße kleinerer Abteilungen zwi-schen Rüste und Narocz-See blieben auch gestern ohne jeden Erfolg.

Front des Generaloberst Erzherzog Josef.

Vergeblich versuchten Russen und Rumänen, die ihnen ent-rissenen Höhenstellungen beiderseits des Sufita-Tales zurückzugewinnen. Unter blutigsten Verlusten scheiterten die mit starken Kräften ausge-führten Gegenangriffe. Nördlich und südlich des Casinu-Tales wurde der Feind weiter zurückgedrängt. In den Kämpfen der beiden letzten Tage fielen 6 Offiziere, 900 Mann und drei Maschinengewehre in unsere Hand.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen.

Nördlich von Fociani gelang es uns, auf dem linken Putna-Ufer Fuß zu fassen. Zwischen Fociani und Fundeni zwangen wir den geschlagenen Gegner, seine Stellungen hinter der Putna aufzu-geben und hinter den Sereth zurückzugehen. 550 Gefangene wurden eingebracht. An der Rimnicul-Sarat-Mündung hielten wir im Angriff erungene Fortschritte gegen mehrere feindliche Vorstöße.

Mazedonische Front.

Nächtliche Angriffe an der Struma wurden abge-wiesen.

Der Erste Generalquartiermeister Ludendorff.

Großes Hauptquartier, 11. Januar.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Im Ypern- und Wytschaete-Bogen, an der Ancre, der Somme und beiderseits der Maas erreichte der Artillerie- und Minenkampf zu einzelnen Tages-stunden beträchtliche Stärke. Nördlich Ypern ist ein feindlicher Angriff unter schweren Verlusten für den Gegner abgesehen. An schmaler Stelle ein-gedrungenen Engländer wurden durch Gegenstoß zu-rückgeworfen. Auch südlich Ypern blieben Vorstöße stärkerer feindlicher Patrouillen erfolglos. Bei Beaumont gelang es dem Feind, ein vorspringendes Grabenstück unserer Stellung zu besetzen.

Unsere Flieger schossen zwei englische Fesselballons ab, die brennend niederstürzten.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Front des Generalfeldmarschalls Prinz Leopold von Bayern.

Lebhafte Artilleriekämpfe zwischen Riga und Smorgon folgten gegen verschiedene Stellen dieser Front während des gestrigen Tags, in der Nacht und heute morgen mehrere russische Angriffe und Vorstöße stärkerer Abteilungen, die restlos abge-wiesen wurden.

Front des Generaloberst Erzherzog Josef.

Der gestrige Tag brachte den deutschen und öster-reichisch-ungarischen Truppen im schwierigen Gebirgs-kampf zwischen Uz- und Sufita-Tal weitere Erfolge. Mehrere Stützpunkte wurden dem Feind ent-rissen. Nördlich der Njzoz-Strasse nahm das Infanterie-Regiment Nr. 189 unter Führung seines tapfern Kommandeurs stark ausgebaut, zäh verteidigte Höhenstellungen im Sturm. Bei Marasti und Ra-coasa wurde die gewonnene Linie gegen feindliche Angriffe behauptet. An Gefangenen sind 6 Offiziere und über 800 Mann, an Beute sechs Maschinenge-wehre eingebracht.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen.

Keine Ereignisse von wesentlicher Bedeutung.

Mazedonische Front.

Patrouillenkämpfe an der Struma waren für uns erfolglos.

Der Erste Generalquartiermeister Ludendorff.

Vermischtes.

Beschlagnahme, Bekandserhebung und Enteignung von Prospektsteinen aus Zinn- und Zinnpfeifen, Zinnpfalleitern usw. von Zinnpfeifen, Zinnpfalleitern usw. von Zinnpfeifen, Zinnpfalleitern usw. von Zinnpfeifen, Zinnpfalleitern usw. (Nr. M. 1./12. 16

KRA). Am 10. Januar 1917 ist eine Bekannt-machung in Kraft getreten, die neben einer Meldepflicht eine freiwillige Ablieferung, aber auch eine Beschlag-nahme, Enteignung und Einziehung von vollständig aus Zinn bestehenden stummen und sprechenden Prospektsteinen, d. h. denjenigen zinnernen Orgel-pfeifen, die im Prospekt einer Orgel — von außen sichtbar — untergebracht sind, oder waren, oder noch eingebaut werden sollen, vorseht. Alle näheren Einzelheiten ergeben sich aus dem Wortlaut der Bekanntmachung und den Ausführungsbestimmun-gen, welche die mit der Durchführung beauftragten Kommunalbehörden erlassen. Die Veröffentlichung erfolgt in der üblichen Weise durch Anschlag und Abdruck in den amtlichen Tageszeitungen; außerdem ist der Wortlaut der Bekanntmachung bei den Land-ratsämtern, Kreisdirektionen und Polizeibehörden einzusehen. Betreffs der Ersatzfrage sei erwähnt, daß bereits vor dem Kriege die durch die Bekannt-machung betroffenen Orgelpfeifen durch das billigere, aber für den hier in Frage kommenden Zweck gleich gut brauchbare Zink ersetzt wurden. Ein großer Teil der Prospektsteinen ist sogar ohne weiteres entbehrlich, da die Orgeln auch dann benutzbar bleiben, wenn diese Prospektsteinen ausgebaut und nicht sogleich ersetzt werden. Auf besondere kunst-gewerblichen oder kunsthistorischen Wert, der durch behördlich eingesetzte Sachverständige festzustellen ist, wird die erforderliche Rücksicht genommen werden.

Mit dem 12. Januar 1917 tritt eine neue Bekanntmachung betreffend **Beschlagnahme und Bekandserhebung von Calcium-Carbid** in Kraft. Von der Bekanntmachung wird sämtliches Calcium-Carbid betroffen. Das Calcium-Carbid wird **beschlagnahmt**; jedoch ist trotz der Beschlag-nahme gestattet: 1. der Verbrauch von Vorräten an Calcium-Carbid während des ersten Monats nach Inkrafttreten dieser Bekanntmachung durch die Ver-bräucher selbst zu den bisherigen Zwecken; 2. der Bezug von Calcium-Carbid während des ersten Mo-nats nach Inkrafttreten dieser Bekanntmachung in Höhe des Verbrauches im Monat Dezember 1916, soweit er nicht durch eigene Vorräte gedeckt ist, durch die Verbraucher selbst von ihrem seitherigen Liefe-ranten. Das Vorliegen dieser Verhältnisse hat der Verbraucher seinem Lieferanten schriftlich nach bestem Wissen und Gewissen zu versichern; 3. die Erfüllung von Verträgen, die von Reichs- und Staatsbehörden oder von der Kriegs-Chemikalien-Aktiengesellschaft abgeschlossen sind oder werden; 4. die Lieferung derjenigen Mengen, die zur Verarbeitung auf Kalk-stickstoff, Aceton und Essigsäure bestimmt sind, so-wie nicht das Kriegsministerium oder die Kriegs-Chemikalien-Aktiengesellschaft in seinem Auftrage darüber verfügt hat oder verfügen wird. Ferner ist eine **Meldepflicht** angeordnet, die jedoch nur diejenigen Personen usw. betrifft, bei denen die Gesamtmenge an Calcium-Carbid 50 kg übersteigt. Die erste Meldung für die bei Beginn des 12. Januar 1917 vorhandenen Vorräte muß bis spä-testens zum 20. Januar 1917 vorliegen. Die Einzelheiten der Bestimmungen über Beschlagnahme und Meldepflicht, sowie über die Pflicht zur Lager-buchführung und Auskunfterteilung, ferner über besondere Veränderungs- und Verfügungs-erlaubnis usw. sind aus der Bekanntmachung selbst zu ersehen,

die in den amtlichen Zeitungen veröffentlicht ist und bei den Landratsämtern, Kreisdirektionen und Po-lizeiverwaltungen eingesehen werden kann.

Schreibt keine Klagebriefe an die Sol-daten in der Front und an die Gefangenen! Diese Warnung kann nicht oft und nicht eindring-lich genug wiederholt werden. Daß die Ernährungs-verhältnisse in unserem Vaterlande augenblicklich schwieriger sind, weiß ein Jeder, aber was nützt es, wenn den Kämpfenden an der Front das Herz schwer gemacht wird durch Sorgen um die Existenz der Ibrigen in der Heimat? Wenn es auch knapp hergeht, wir haben doch immer noch satt zu essen und werden mit unseren Vorräten im Lande bei sparsamem Verbrauch unbedingt durchhalten. Fallen aber solche Klagebriefe unseren Feinden in die Hand, so wird damit nur deren Siegeshoffnung neu belebt und der Krieg nicht verkürzt, sondern verlängert. Die Franzosen geben jetzt, wie festgesetzt ist, Samm-lungen von solchen Briefen aus Deutschland, die in ihre Hand gefallen sind, heraus, in denen sie triumphierend verkünden, Deutschland sei am Ver-hungern, es bedürfe nur noch kurzer Zeit, bis Deutsch-land endgültig niedergegangen sei. Welcher schwere Schaden unserem Vaterlande entsteht, wenn gedank-los solche Klagebriefe abgehandelt werden, kann sich also ein Jeder selbst sagen.

Kein bares Geld aufspichern. Im Ver-lauf des Krieges ist der Bedarf an Zahlungsmitteln aller Art in Deutschland — wie übrigens auch in den anderen kriegsführenden Ländern — außeror-dentlich gestiegen. Anfang November 1916 befanden sich **8,5 Milliarden** Zahlungsmittel mehr im Verkehr als Mitte Juli 1914! Trotzdem macht sich allenthalben ein Mangel an Bargeld immer mehr und mehr fühlbar. Gewiß ist ein erheblicher Teil des Bargeldes durch unsere Armee auf die verschie-denen Kriegsschauplätze und in die Ortschaften feind-licher Gebiete abgewandert, und kehrt vorläufig nicht oder in geringen Mengen in den inländischen Ver-kehr zurück; hierdurch allein läßt sich aber der Mangel an Bargeld nicht erklären, es ist vielmehr namentlich in den letzten Monaten eine wie es scheint in der Bevölkerung schnell um sich greifende Aufspicherung von Zahlungsmitteln von den größten Papierabschnitten bis zu den kleinsten Münzen her-unter zu beobachten gewesen. Hierin liegt aber eine große wirtschaftliche Gefahr für die Allgemeinheit, denn der Reichsbank wird es dadurch unmöglich ge-macht, ihrer Verpflichtung, bei der Ausgabe von Papiergeld stets die gleichlich vorgeschriebene Deckung durch Metallgeld bzw. Gold zu haben nach-zukommen. Auch für den Einzelnen bringt die un-notige Aufspicherung baren Geldes wirtschaftlichen Schaden, denn es gehen ihm dadurch Zinsen ver-loren, abgesehen davon, daß ihm bares Geld jeder-zeit durch Diebstahl oder Brand verloren gehen kann. Im eigensten sowohl wie im allgemeinen Interesse drän-ke daher ein Jeder den Verkehr mit Bargeld nach Möglichkeit ein, lege sich kein bares Geld unnütz zu Hause hin, sondern benutze für seinen Geldverkehr die überall zur Verfügung stehenden Geldinstitute (Sparkassen mit Ueberweisungsverkehr, Vorkauf-vereine, ländliche Spar- und Darlehnskassen usw.)

Von sachkundiger Seite ist darauf hingewie-sen, daß die Erträge der Kartoffelernte durch Dün-

gung mit schwefelsaurem Kali oder schwefelsaurer Kalimagnesia nicht unwesentlich erhöht werden könnten. Diese Kalisalze sind insbesondere deshalb zur Düngung in den späteren Wintermonaten und im Frühjahr sehr geeignet, weil in ihnen nur eine geringe Menge Chlor enthalten ist; die Chlorosalze aber erniedrigen, in den späteren Wintermonaten und im Frühjahr gegeben, den Ertrag an Knollen, und drücken ihren prozentischen Stärkegehalt herab. Aus diesem Grunde ist schwefelsaure Kalimagnesia und schwefelsaures Kali für die angegebene Zeit zur Kartoffeldüngung geeigneter als andere Kalidünger, insbesondere als das 40 % Kalidüngesalz, sowie Kainit und Carnallit. Der höhere Preis für diese Salze darf für ihre Anwendung unter den heutigen Verhältnissen kein Hinderungsgrund sein, wo es gilt, die Kartoffelerzeugung auf alle Weise zu erhöhen. Die Landwirtschaftskammer für die Provinz Sachsen hat diese Wirkung angegebenen Kalidünger bestätigt, sie ist auch in Feldversuchen erwiesen.

Laucha, 8. Januar. Die Stadtgemeinde verkaufte das dem früheren Glockengießereibesitzer Ulrich gehörige Haus und Gartengrundstück Hirschroder Straße, an einen Teilhaber der hiesigen Konervenfabrik für 30.000 Mark.

Merseburg, 10. Januar. Eine reiche Hasenbeute wurde bei der Treibjagd des Amtrats von Zimmermann-Benkendorf und auf Neumarker Flur gemacht, indem insgesamt etwa 2500 Hasen zur Strecke gebracht wurden. Außerdem zeitigte die Nachlese noch ein gutes Ergebnis. Der Jagdherr betätigte hierbei erneut seinen wohlthätigen Sinn. Er überließ dem Kreis 1000 Hasen, wovon die Stadt 300 Stück zur freihändigen Abgabe an die ärmere Einwohnerschaft erhielt. Ferner wurden die Lazarette, auch außerhalb des Kreises, bedacht.

Halle, 10. Januar. Die 60jährige Drechslermeistersfrau Rinkleben ist gestern von einem Unbekannten in der Moltkestraße erstochen worden.

Bestellungen auf Perlsago bezw. Kartoffelgrauen.

Es sind uns verhältnismäßig geringe Mengen **Deutscher Perlsago und Kartoffelgrauen** zugewiesen worden. Die Verteilung hat die Firma Ferdinand Weiß in Querfurt übernommen und sind Bestellungen seitens der Kleinhändler bei der genannten Firma direkt zu bewirken.

Preise: Perlsago 150 Mark, Kartoffelgrauen 154 Mark per 100 kg ab Querfurt.

Die Kaufleute müssen sich gegenüber der Firma Ferd. Weiß **schriftlich** verpflichten, die festgesetzten Höchstpreise nicht zu überschreiten und ein deutlich sichtbares Plakat über die Ladenhöchstpreise, das ihnen von genannter Firma übersandt wird, in ihren Verkaufsstellen auszuhängen.

Querfurt, den 5. Januar 1917.

Der Kreis-Ausschuß.

Hühnerfutter

wieder eingetroffen. **Waldemar Kabisch.**

Gulasch-Soßen-Würfel

empfiehlt **Waldemar Kabisch.**

Schollen in Gelee

— in Dosen —

empfiehlt **Waldemar Kabisch.**

Feldpoststülpfachteln

in allen Größen,

empfiehlt **Buchdruckerei Nebra.**

Ein Hundertmarkschein, den die Frau bei sich trug, fehlte. Sie konnte vor ihrem Tode noch mitteilen, daß sie von einem Mann erstochen worden sei, der ihr Fleisch verkaufen wollte. Der Mörder verstand es, Frau Rinkleben, die er kurz vorher kennen gelernt hatte, in die nur teilweise bebauten Gegend zu locken, wo die Tat erfolgte. Er hatte sich, wie festgestellt wurde, als Schlosser Konrad aus Teicha ausgegeben.

Sena. Fleischermeister Schnabel hat ein Schwein im Gewicht von 7 Zentner 33 Pfund geschlachtet. Das Schwein stammt vom Kammergut Lehesten.



Kirchliche Nachrichten.

2. Sonntag nach Epiphania.

Es predigt um 10 Uhr:

Herr Oberpfarrer Schwiager.

Nachmittag 2 Uhr: Kindergottesdienst.

Getraut: Am 7. Januar Friedrich Ludwig Wehrenberg, Arbeiter in Hannover, z. 3. Soldat, und Martha Klara Puge hier.

Bekanntmachung.

Nachdem durch Gesetz vom 12. Juni 1916 (R.-G.-Bl. Seite 525) die Invalidenversicherungs-Wochenbeiträge mit Wirkung vom 1. Januar 1917 ab auf

18 Pfennige in der Lohnklasse I	I
26 " " " " " II	II
34 " " " " " III	III
42 " " " " " IV und	IV und
50 " " " " " V	V

festgesetzt worden sind, dürfen für Beschäftigungszeiten nach dem 1. Januar 1917 nur Beitragsmarken dieser Werte verwendet werden. Die noch vorrätigen mit Ablauf dieses Jahres ungültig werdenden Beitragsmarken können bis zum 31. Dezember 1918 bei den Markenverkaufsstellen gegen gültige Marken in gleichem Geldwerte umgetauscht werden.

Nebra, den 7. Januar 1917.

Der Magistrat.

Landwirte, Kartoffeln heraus!

Die Kartoffelnot in den Industriestädten ist groß, wir müssen helfen! Daß die Kartoffelmieten bei dem unsicheren Wetter noch nicht geöffnet werden können, ist selbstverständlich; aber jeder Landwirt hat im Keller Kartoffelvorräte für seinen eigenen Bedarf, von denen er jetzt etwas liefern und die er bei günstigem Wetter wieder aus seinen Mieten ergänzen kann.

Wenn Jeder seine waterländische Pflicht auch in dieser Beziehung tut, dann müssen und werden wir auch über die Schwierigkeiten in der Kartoffelerzeugung der Industriestädte hinweg kommen.

Die Ortsbehörden ersuche ich, diese Bekanntmachung sofort zur allgemeinen Kenntnis zu bringen und die Kartoffelverkäufer nach Kräften zu unterstützen.

Querfurt, den 8. Januar 1917.

Der Königliche Landrat.

Bekanntmachung.

Nach der Jagdordnung vom 15. Juli 1907 ist die Jagdzeit auf Hasen gesetzlich festgelegt; dieselbe erreicht alljährlich mit dem Ablauf des 15. Januar ihr Ende.

Ich bringe dies hiermit zur öffentlichen Kenntnis.

Querfurt, den 8. Januar 1917.

Der Königliche Landrat.

Bekanntmachung.

Der Kriegsausschuß für pflanzliche und tierische Öle und Fette teilt mit, daß er für das Frühjahr zur Ermöglichung eines ausgedehnten **Delfruchtanbaues** ausreichende **Saatmengen** zur Verfügung stellen kann.

Indem ich hiermit nochmals auf die außerordentliche Bedeutung und Wichtigkeit eines möglichst umfangreichen Anbaues von Delfrüchten (Mohn, Samenrübren, Flachs) hinweise, fordere ich die Landwirte des Kreises auf, ihren **Bedarf an Delfruchtsaat** sofort bei der Landwirtschaftskammer, Halle (S.) anzumelden.

Die Preise für Samen werden voraussichtlich folgende sein:

Mohn 1.20 Mk. für 1 kg.

Samenrübren 0.75 Mk. für 1 "

Lein samen 65.— Mk. pro Doppelzentner, alles ab Versandstation.

Querfurt, den 24. Dezember 1916.

Der Königliche Landrat.

Neue oder gebrauchte Drehbänke,

Spitzenhöhe 200 bis 300 mm, Drehlänge von 0,5 mtr aufwärts gesucht.

Nolle'sche Werke, Weißenfels a. S.

Zahle für jedes Quantum bis auf weiteres gegen sofortige Raffe:

gut erhaltene, eichene, helle Del-Barrel Mk. 8.—

" " Teer-Barrel " 5.—

" " 5 Ztr. Syrup- und Saft-Tonnen " 7.—

frisch entleerte Wein-Drehtöpfe " 12.—

holzg. Gurken- und Kraut-Drehtöpfe mit Deckel " 7.50

1/1 Emdener Herings-Tonnen mit Deckel " 4.50

1/1 Norweger Gurken- und Kraut-Tonnen mit Deckel " 4.—

— ab Station dort oder anderer Station gleicher Frachtbasis, —

Gustav Kothe jr.,

Böttcherei und Faß-Großhandlung,

Telefon 1825. **Magdeburg-Neustadt.** Telefon 1825.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von Karl Stiebig in Nebra.



Illustriertes belletristisches Unterhaltungsblatt.

Wöchentliche Beilage zu über hundert angesehenen deutschen Zeitungen. * 30. Jahrg.
 Expedition und Annoncen-Annahme: Charlottenburg bei Berlin, Berlinerstr. 40. (Auch durch alle größeren Annoncen-Bureaus.)

Die Franzosenuhr.

Ein Kriegsroman von Alwin Kömer.

(Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

„Also gemeiner Leichenraub!“ rief George Fernier verächtlich.

„Wenn nichts Schlimmeres!“ warf der Verteidiger achselzuckend hin. Das Lächeln, das seinen dabei auffallend groß erscheinenden Mund umspielte, gab dem an sich gut gebildeten Gesicht einen Zug von Niedrigkeit, der trotz der wohlgepflegten goldschimmernden Zähne abstoßend wirkte.

„Ja, sie sollen stehlen wie die Raben, diese Deutschen!“ feuerte die Hausfrau bekümmert und warf einen Blick über ihre Bronzen und Nippfiguren auf Kamin Sims und Zierschränken, als hege sie heimliche Befürchtungen um diese Schätze ihres Heims.

„Beruhige dich, Tante Cecile,“ nahm Hauptmann Fernier das Wort, „sie sind im Grunde genommen ganz anständige Kerle, wenigstens die, mit denen ich als Georgette Raifort ein paar Wochen lang herumkoffettierte! Ausnahmen natürlich gibt's überall. Auch bei uns. Von Tommy Atkins gar nicht zu reden, der den Krieg nun einmal als Geschäft betreibt und ohne tüchtige Beute nicht auf seine Kosten zu kommen wählt!“

„Die Engländer sollen sich wie die Teufel benehmen!“ klang Madelons Stimme in bedrückter Erregung auf. „Kapitän Cardon hat bei einem abgeschnittenen Finger mit kostbaren Ringen gesehen . . .“

„Kapitän Cardon ist ein Narr. Glaub ihm nicht!“ unterbrach sie der Gerichtsrat wütend. „Eigentlich müßte man auch ihn vor das Kriegsgericht fordern. Wegen Verleumdung unserer Bundesgenossen!“

„Und wenn er Zeugen bringen könnte, daß alles wahr ist, wenn er . . .“

„Still, holde Madelon,“ fiel ihr George ins Wort. „Es kommt ja nicht so weit! Wir müssen gegen diese Marmelade-Soldaten auch nach anderer Seite hin ein Auge zudrücken, bis der Krieg vorüber ist! Die Hauptsache liegt doch darin, daß wir mit ihrer Hilfe endlich den Feind aus dem Lande treiben! Darin wird dein Kapitän Cardon nicht anders denken, hoffe ich!“

Madelon schwieg. Aber ihr Gesicht hellte sich nicht wieder auf. Dr. Belette nahm endlich wieder das Wort. Er hatte ein Notizbuch vorgezogen und einen Blick auf die zuletzt beschriebene Seite geworfen.

„Der Gefangene behauptet, den von unseren Truppen vernachlässigten Unteroffizier — der Name tut ja hier nichts zur Sache — gerettet und in deutsche Pflege geschafft zu haben. Aus Dankbarkeit habe ihm der Mann dann seine Uhr aufgedrungen, da ihm während der Rettungstat durch einen Schuß die eigene zerstört worden sei!“



Zur Verteidigung bereit. Nach dem Gemälde von E. Read.

(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

„Frecher Schwindel! Nichts weiter!“ knurrte höhnisch Duvigneau.

„Er beantragt . . .“

„Selbstverständlich beantragt er!“ spottete Duvigneau. „Ich weiß schon. Wir sollen uns ein paar Monate an der Nase herumföhren lassen! Den verwundeten Unteroffizier in Deutschland suchen! Mit Hilfe der Schweiz! Oder Hollands! Auch Amerika dürfen wir in Trab setzen, alles um einen gemeinen Räuber noch ein paar Monate vor dem Galgen zu bewahren! Wer weiß, vielleicht wird unterdessen Friede, und der Schlaupost entwirft uns zuguterletzt noch durch eine diplomatische Hintertür. Aber da hat er denn doch die Rechnung ohne unser schwer verletztes Gerechtigkeitsgefühl gemacht! Ich sprach mit General Lancret, der den Vorsitz führen wird. Wir haben die Schwester des Beraubten — wie heißt er doch gleich?“

„Spechtlin, Gaston Spechtlin!“ gab der Rechtsanwalt nach einem Blick in seine Aufzeichnungen Auskunft.

„Wir haben also Fräulein Spechtlin aus Montbeliard geladen. Wenn ihr Bruder wirklich noch lebt, muß sie inzwischen längst Nachricht von ihm erhalten haben. Auch über die Ahe soll sie eine Aussage machen. Ein paar Leute aus des Unteroffiziers Regiment sind schon verhört worden. Sie wußten nichts von den tagelangen Hilserufen, die der famose Preussen gehört haben will. Spechtlin ist nach ihrer Ueberzeugung bei einem Sturmangriff gefallen oder in Gefangenschaft geraten. Die Aussagen sind beschworen. Weiß die Schwester mehr: gut so lassen wir uns behelren! Weiß sie aber nichts, so ist der Fall für uns erledigt. Punktum! Ich möchte wissen, ob sie drüben auch nur halb so viel Umstände machen!“

Der Auditor hatte sich in Wut gesprochen. Er ließ sich nicht abbringen von dem Wilde, das er sich sofort über diesen „Fall“ geschaffen. War er dreißig Jahre im Justizdienst tätig gewesen, um sich von einem solch raffinierten Beutejäger ein Schnippschen schlagen zu lassen? Das hätte gefehlt zu all den Sorgen und Bedrängnissen dieser halb aus den Fugen gegangenen Zeit!

Nein, er war fertig mit seinem Urteil. Und nicht der geringste Zweifel tauchte je in ihm auf, daß es gerecht sei.

Nicht anders erging es Dr. Belette, der aus der Ueber-einstimmung mit dem einflussreichen Duvigneau sich eine kleine nette Stufe in seiner Streber-Karriere zu zimmern gedachte. Und die alten Generale mit ihrem Herzen von Gift und Galle gegen die kühnen Groberer, die nun seit Monaten ihre festen Stellungen behaupteten, so oft sie auch schon durch papierne Angriffsbefehle und ausgeklügelte englisch-französische Pläne hatten über den Rhein zurückgeworfen werden sollen: diese alten im Rechtsweisen wenig erfahrenen Haudegen würden es nicht besser wissen wollen. Im Gegenteil General Lancret hatte mit Genugthuung davon gesprochen, diesen Fall als Beweis für die Verkommenheit des deutschen Offizierkorps öffentlich bekanntzugeben.

„Wie sagten Sie, Dr. Belette? Gaston Spechtlin hieß der Beraubte?“ erkundigte sich nach einigem Zögern Hauptmann Fermier.

„Ganz recht!“

„Um . . . den Mann habe ich gekannt! Er muß damals in der Kompagnie des Hauptmanns Gutin gestanden haben!“

„Wann: damals?“ forschte Madelon.

„Als ich Fräulein Georgette mimte!“

„Und wo fand da die Kompagnie Gutins?“

„Genau mir gegenüber. Zu Gutin ging unser heimliches Telephon!“

„Aber sagtest du nicht vorhin, gerade die Deutschen, mit denen du da zu tun hattest, seien sehr brave Leute gewesen?“ fragte je erregt.

„Dreh mir keinen Strick, liebe Madelon; ganz so begeistert habe ich von ihnen denn wohl doch nicht gesprochen!“

„Doch, das hast du! Und es wäre nur deine Menschenpflicht, das auch vor dem Kriegsgericht zu wiederholen!“

„Vollständig zwecklos! Ausnahmen habe ich ausdrücklich zugegeben. Der Kerl ist eben einer davon!“

„Und ich halte ihn für unschuldig!“ rief das schöne Mädchen furchtlos und ließ sich durch die erstaunten Blicke der Männer ebensomenig als durch das Sänderingen Tante Ceciles einschüchtern.

„Ah, du bist verliebt in ihn!“ stieß George Fermier betroffen hervor.

„Ich bitte Sie, Herr Hauptmann!“ wollte ihr Belette, den günstigen Augenblick benützend, zu Hilfe kommen. Aber sie verstand es sehr gut, sich ihrer Haut selbst zu wehren.

„In meinem bedrückten Herzen wohnt weder der Leichtsinne noch die gefährliche Entzündbarkeit des deinen, lieber Vetter!“ erklärte sie, sich mit stolzer Willenskraft zur Fassung zwingend. „Du wirst nach dieser häßlichen Entgleisung also wohl verstehen, wenn ich Herrn Dr. Belette bitte, mich zum Lazarett zurück zu begleiten, wo in einer Viertelstunde mein Nachtdienst beginnt! . . . Gute Nacht, Onkel Duvigneau! Und tu keinem Unrecht, auch einem Feinde nicht! Gute Nacht, Tante Cecile!“

George Fermier erhielt nur ein kühes Nicken des in Blut getauchten schönen Hauptes zum Abschied. Er biß sich zornig auf die Lippen, während Belette noch ein paar geklüfferte Worte an Duvigneau richtete und der Dame des Hauses wiederum verehrungsvoll die Hand küßte.

„Kavalierspflicht, zu gehorchen!“ raunte er nun dem Hauptmann zu und reichte ihm die Hand. Mit fast beleidigender Kälte berührte sie Fermier, um sie sogleich wieder loszulassen. Und wütend blickte er dem sich entfernenden Paare nach.

„Dieser Dr. Belette ist ein Kriecher, ein elender Maulschwäger! Pfui Teufel über solch einen faden Burschen!“ polterte er los, als er die Haustür endlich zuschlagen hörte. „Ich werde ihn mir vor die Klinge fordern, den Lassen!“

17.

Während Onkel und Tante, denen der Vorfall nicht weniger die Laune verdorben hatte, ihn mühsam zu beruhigen suchten, sagte draußen auf der dunklen Straße der beglückte Dr. Belette zu dem entzückenden Geschöpf, das ihm eine wundervolle Laune des Schicksals an den Arm gehängt hatte:

„Ich habe Sie schon lange einmal näher kennen lernen wollen, Fräulein Duvigneau . . .“

„Ich heiße Wittmann, Herr Doktor!“ belehrte sie ihn ruhig.

„Wittmann?“ wiederholte er erstaunt. „Und ich glaubte, der Herr Gerichtsrat wäre der Bruder Ihres Herrn Vaters?“

„Das war mein Stiefvater, Herr Doktor!“

„So, so!“ murmelte Belette interessiert. Sofort setzte sich der Gedanke in ihm fest, nachzuforschen, ob dieses Fräulein Wittmann nunmehr noch die begehrenswerte Partie sei, für die er sie als ein echtes Fräulein Duvigneau gehalten! Es gab da Möglichkeiten, die ihn vorläufig recht zur Vorsicht nötigten.

„Der Name klingt ja fast deutsch!“ lenkte er das Gespräch, ohne auf seinen Anfang zurückzukommen, weiter.

„Er ist es auch. Mein Vater war Elässer!“

„Na, wenn nur das Herz französisch ist!“ sagte er pathetisch. In seinem Berufe beherrschte er dieses Register mit großer Geläufigkeit.

Sie antwortete nichts darauf. Es war ihr halb und halb leid, sich diesen Phrasendrescher für den Heimweg anvertraut zu haben. Warum mußte George sie so häßlich verlegen mit seinem eifersüchtigen Wort? Sie wäre viel lieber mit ihm gegangen, obwohl sie seinen Umwerbungen gegenüber kühl bis ans Herz blieb. Aber er war ihr denn trotz aller seiner genußsüchtigen Flatterhaftigkeit zehnmal angenehmer als dieser eitle Bursche, in dessen Nähe sie mit jeder Sekunde mehr zu spüren meinte, daß er hinterhältig und unwahrhaftig sei.

An George hätte sie sich — wenn vorhin das Wort nicht gefallen wäre — ruhigen Herzens gewandt, im Interesse des so schmächtig verdächtigten Feindes irgendetwas Hochherziges, Beistandleistendes zu unternehmen. Diesem Rechtsanwalt gegenüber wollte ihr kein Wort über die Lippen.

„Sie sind so schweigsam, gnädiges Fräulein!“ begann er jetzt aufs neue. „Hat Sie das taktlose Wort des Herrn Hauptmanns so maßlos verstimmt, daß Sie es nun auch mich entgelten lassen müssen?“

„George Fermier ist ein Rindskopf, der manchmal nicht überlegt, was er spricht! Ich glaube, ganz das Gegenteil von Ihnen, Herr Doktor!“

Er wiegte wohlgefällig den Kopf zu ihren Worten, die er als eine artige Schmeichelei auffaßte.

„Wenigstens würde ich mir nie gestattet haben . . .“ versicherte er eifrig.

„Auch wenn Sie derselben Ansicht gewesen wären!“ ergänzte sie mit leisem Spott.

„Dabon könnte doch im Ernst niemals die Rede sein!“ behauptete er. „Im Gegenteil, meine ich, es kostet Sie sicher eine starke Selbstüberwindung, für einen Feind unseres geliebten Frankreich diese Range zu brechen. Ich irre mich nicht.“

„Für einen meiner Ueberzeugung nach Unschuldigen um Gerechtigkeit zu bitten, bedarf es keiner Selbstüberwindung. Herr Doktor! So viel menschliches Gefühl traue ich jedem anständig denkenden Zeitgenossen zu!“ entgegenete sie kühl.

Die Vergeltung.

Zum Propheten kam ein junger Mann und sprach:
Gottgelandter! meine Mutter alt und schwach
Leb' bei mir, ich geb' ihr Wohnung und Gewand,
Trank und Speise geb' ich ihr mit meiner Hand,
Hebe sie auf meinen Arm und lege sie,
Sommers kühl und Winters warm, und pflege sie;
Hab' ich ihr vergolten? Der Prophet sprach: nein!
Nicht vergolten, aber wohl getan und fein.
Nicht den zehnten Teil vergaltest du, mein Sohn,
Doch Gott gebe dir fürs Kleine großen Lohn!

Räuber.

„Um . . . Ihre Ueberzeugung in Ehren; aber wir alle waren doch tatsächlich entgegengesetzter Meinung!“

„So werden Sie also den Versuch nicht machen . . .“

„In Deutschland Erkundigungen einzuziehen? Es ist eigentlich Torheit! Aber weil Sie dadurch beunruhigt scheinen, will ich noch heute abend ein Telegramm an das Komitee in Genf richten, das sich für Nachrichten-Vermittlung dort gebildet hat. Sie werden sehen, daß es erfolglos verläuft! Aber Sie sollen nicht sagen können, daß Dr. Belette Ihnen einen Dienst verweigert hätte!“

„Das freut mich von Ihnen, Herr Doktor! Bitte, halten Sie Wort!“

„Aber selbstverständlich!“ befeuerte er. Hätte sie sehen können, wie das verzerrende Lächeln dabei sein Gesicht überflog, das sie schon einmal als etwas seltsam Abstoßendes empfunden hatte, sie würde seiner Versicherung ihr ganzes Mißtrauen entgegengesetzt haben.

Inzwischen waren sie vor dem Lazarett angelangt. Wie zum Dank für seine Bereitwilligkeit reichte sie ihm ihre Rechte, auf die er ein wenig zu absichtsvoll seine Lippen drückte.

„Wo werden Sie morgen abend Schvester feiern, Fräulein Wittmann?“ fragte er darauf und hielt sie noch einen Augenblick an der Hand fest.

„Ich habe mit meinen Pfleglingen zu tun!“ entgegnete sie ernst. Aber auch sonst würde es mir widerstreben, in dieser beklemmenden Zeit Feste zu feiern!“

„Sagen Sie das nicht! Die beklemmende Zeit dürfte nunmehr vorüber sein. Vielleicht noch in dieser Nacht übertrifft uns die Nachricht von einem erfolgreichen Durchbruch Joffres bei Uras oder in den Argonnen. Das Blättchen hat sich gewendet, verlassen Sie sich darauf!“

„Und wenn Sie sich doch täuschen?“ fragte sie, plötzlich aufhorchend.

„Meine Nachrichten stammen aus bester Quelle!“ prahlte er. Aber dann drang auch an sein Ohr das sonderbare Geräusch, das sie stäubig gemacht hatte. Es war ein eigentümliches Surren und Brausen, das sich von Sekunde zu Sekunde verstärkte und auf geheimnisvollen Schwingen über die Dächer herangeschwebt kam. Dazu knatterten auf einmal Schüsse auf.

Ein Scheinwerfer huschte über den dunklen Himmel. Ein paar Kanonenschläge aus nächster Nähe donnerten dazwischen. Gelbende Angstrufe mischten sich darein und wir und planlos liefen plötzlich die Leute über die eben noch fast menschenleere gewesene Straße.

„Teufelei und kein Ende!“ schrie der siegesichere Dr. Belette betroffen. „Das ist doch wahrhaftig wieder eins der verdamnten deutschen Höllenschiffe!“

„Ein Zeppelin! . . . Ein Zeppelin!“ jammerten, in wilder Angst wie gebannt zum Himmel starrend, die Weiber. Soldaten durchquerten im Laufschrift die Straße. Der Tumult wurde immer fürchterlicher.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Vögel im Kriegswinter.

Niemals war der Winter den Vögeln ein guter Freund, immer mußten sie im Kampfe gegen dessen Härten ihr kleines Leben verteidigen bis zum Nahen des Frühlings, aber niemals war der Winter so mitteillos, wie in diesem Kriegsjahr.

Wie wenige von den Millionen Menschen, die heute unter Weh, Not, Sorgen und Leiden, Körperlichen wie physischen, seufzen, denken an die kleinen Lebewesen draußen in der Natur, an unsere kleinen Sänger.

Und doch werden wir sie nötiger denn je haben, unsere lieben, zitternden, trillernden und singenden Zaungäste, wenn dieser Winter im Schwinden ist und der Friede sein Einzugslied verkünden will. Wo werden wir am ehesten Trost und Kühlung für all die ungeheuren Wunden finden als mitten im Grünen unter der jauchzenden, lebensvollen Vogelwelt.

Werden sie aber dann auch da sein, wenn wir sie suchen werden? Das ist die große Frage! Und diese Frage birgt mitten drin ein ganzes Stück von Liebe und Fürsorge.

Es ist etwa, wie manche Menschen glauben, heute in den Zeiten der höchsten Lebensmittelerzeugung, eine unnütze und wertlose Handlung, wenn wir Brotreste für die Vögel sammeln und dadurch ihre frierenden und zitternden Körper vor dem Verderben schützen? Vielleicht auch die Tat, täglich etwas Hauf, Hirse und Hafer auf die unfruchtbare Schneefläche zu streuen?

Keine Notstandsaktion wird durch solche minimale Abgabe der Menschen an die kleinen Singetiere herborgerufen, niemand geschädigt. Doch überlegen wir einmal, wenn im nächsten Frühling unsere schlagkräftigen Armeen, unsere beweglichen Weisen, unsere grasgrünen Haubenlerchen und unsere piependen Spähen das Naturbild nicht beleben werden, welchen Schaden unsere Seele, unser ganzer, nach verjüngender und verjöhrender Kraft sich sehrender und tiefbedrückter Organismus nehmen muß.

Gerade in der Großstadt gebrauchen wir im nächsten Frühjahr mehr Leben und Luft und equidendes Aufjauchzen in den Zweigen, als je zuvor. Darum lassen wir die Vögel nicht hungern, das ja gleichbedeutend mit Zugrundegehen ist.

Betrachten wir es als ein kleines Fürsorgeamt in Kriegszeit, täglich eine kleine Nation an die Vögel zu geben.

Wer diese langjährig beobachtet hat, wer diese feine Vogelsprache kennen gelernt hat, der weiß, wie rührend z. B. die Haubenlerchenpäppchen sind, die selbst an den kältesten Wintertagen in

der Luft kreisen und vor ihrer Nährmutter singend aufschlagen, wenn sie sie kommen sehen. Wie klug und intelligent diese Tierchen sind, weiß derjenige, der ihnen ihre Futterplätze unter Schnee und Steinen formt, um sie vor den Krähen zu schützen. Ich kenne eine ungemein warmherzige Vogelmutter, die ihren Lieblingen, den Haubenlerchen, die viele Winter überleben können, immer für zwei Tage ihr Futter weit hinaus hinter der Umgürtelung der Stadt, auf freie Wiesen trägt; sie findet nach dem zweiten Tag immer noch einen kleinen Rest von Nahrung, so gut wissen sie hauszuhalten, mit dem was sie bekommen.

Sind die Felder unbeschnitten, dann finden sie wohl immer ein paar Körnchen, aber bei Frost und Schnee sind sie der Kälte und dem Hunger preisgegeben und gehen scharenweise zugrunde.

Menschenleid, Menschenkrankheit und Not, all die Begleiter von Krieg und Zerstörung, bedrängen uns, wir müssen unsere Hilfskräfte rufen, um durchzuhalten. Überall regt es sich von sozialer Hilfsbereitschaft, von heldenhaftem Hilsopfermut, aber die Tiere, die gediebten Tiere will man heute nicht in Schutz und Fürsorge nehmen.

Manch einer will es als Sentimentalität deuten, daß man jetzt auch an unsere Vögel denken soll. Wie leicht vergißt man doch, daß der Krieg glücklicherweise nur ein vorübergehender Ausnahmezustand ist und wie wir wieder langsam zu allen gewohnten Umständen der langjährigen Friedenszeiten kommen.

Niemand wird durch die Kraft, diese verbende, lodende, fruchtbare Kraft leugnen können, die vom Biede der Vögel kommt, sie hat teil an allem Werden, Wachsen und Neugebären in der Natur. Wenn der Vogelfang und das ganze lebendige Treiben der Tiere im grünen, freien Naturbilde schwächer wird, dann wird auch der Menschenschlag schwächer, denn Menschenleben und Natur stehen in tiefer Wechselbeziehung. Das sind Kräfte, die wir ebenso physisch wie physisch aufnehmen und deren geheimer Wirkung wir uns nicht entziehen können.

Wie viele Völker berehren in den Tieren die Gottheit, wir wollen nicht so weit gehen, wir wollen nur in den Tieren auch Lebenden sehen, die oft viel intelligenter und dankbarer das Meinensächliche erwidern, als manche Menschen.

Wir wollen sie darum aus unserer Kriegsfürsorge nicht ausschalten, im Gegenteil, wo wir Vermundeten und Notleidenden helfen, nicht der Niederjäger vergessen, die unsere Krieger und uns alle am ehesten die schicksalsschweren Zeiten vergessen machen werden.

Die Vögel sind dankbar, seien wir es nicht weniger. Matea-Syne.

Der Schneemann als Detektiv.

Eine Wintergeschichte von J. H e l d.

(Nachdruck verboten.)

Im Park an dem kleinen, dunklen Fichteneich bauten mit emsiger Geschäftigkeit die beiden kleinen blondhaarigen Knaben des verwitweten Rittergutsbesizers von Schatendorff mit blaugefrorenen Händen immer neue herrliche Schneemänner auf

Neben ihnen stand die junge Erzieherin, an der sie mit schwärmerischer Liebe hingien, unterstützte sie und schalt wohl auch, wenn sie hinter ihrem Rücken von neuem ein wolliges, weißes Fundament zu einem anderen Schneemann zusammenfügten. Bereits ein halbes Duzend stand nämlich in Reih und Glied, hielt gravitatisch und kampfbereit einen Steden in die kalte, silberne Winterluft und sah aus runden, erstaunten Augen, die ihnen die Kinder mit gesunden Daberger Kartoffeln eingepflanzt hatten, in die verschneite und überzuderte Zauberlandschaft, welche das Schloß und den Gutshof mit Hügel und Felsen verzieren

Plötzlich erklang der Name der Erzieherin. Herr von Schatendorff, der seit dem Tode der Gattin mit seiner Mutter hier zusammenlebte, rief ihn Aningend . . .

Langsam klopfte Marie Hellwig den Schnee von den Kleidern und ging dem Rufe nach. Dabei wurde ihr junges, liebliches Gesicht heiß und rot und in ihren Augen kam ein Strahlen

Von der Treppe herab winkte ihr bereits aufgeregter der Schloßherr entgegen.

„Bitte, Fräulein Hellwig gehen sie schnell zu meiner Mutter herein . . . Es hat sich etwas Unfassbares ereignet.“

Ja . . . es war wirklich kaum glaublich

Die wunderbaren Perlen, die Marie Hellwig noch vor zwei Stunden so heiß bewundert hatte, fehlten aus ihrem Etui
Fassungslös starrte die alte Frau auf den himmelblauen Kirsch, der ihre zarte graue Farbe so besonders schön herausgehoben hatte und wiederholte unaufhörlich: Wo können sie denn nur geblieben sein? — O . . . mein Gott . . . ich bin von Dieben umgeben . . . Was soll ich jetzt nur beginnen?“

Das wußte freilich auch Marie Hellwig nicht. Sie zitterte und mußte sich setzen, sonst wäre sie hilflos umgefallen.

Ihre erbläuten Lippen murmelten unaufhörlich dabei: „Wer könnte hier denn wohl unehelich sein? — Wer . . . Ich weiß es nicht . . .“

Die alte Frau war ihr langsam näher gekommen. Ihre immer noch scharfen Augen gruben sich förmlich in das junge, entgeisterte Antlitz.

Mechanisch tat sie Fragen, die Marie Hellwig anfangs gar nicht begriff: „Warum nahmen Sie eigentlich heute morgen meine Perlen heraus, Fräulein Hellwig . . .“

Die Erzieherin strich sich mit der zitternden Rechten über die Stirn.

Ihre erbläuten Lippen murmelten unaufhörlich dabei: „Wer könnte hier denn wohl unehelich sein? — Wer . . . Ich weiß es nicht . . .“

„Ja warum hatte sie das getan?“

Aus Gittelkeit . . . aus Bewunderung vor dem gleißenden, verführerischen Reichtum . . . Einen anderen Grund wußte sie nicht zu nennen. Die bleichen Frauenlippen in dem empörten stolzen Gesicht zuckten verächtlich

„Sonderbar . . . und jetzt danach . . . fehlen nun die Perlen.“

Marie Hellwig neigte den Kopf, als lausche sie einer fernen grellen Melodie, die aus einem verstimmt Instrument, das ihre feine Seele zerreißen wollte; sprang . . .

Sonderbar . . . warum denn sonderbar . . . Was hatte sie damit zu tun . . .“

„Sehen Sie mich an, Fräulein Hellwig,“ befahl die harte Stimme jetzt . . .

Das junge Mädchen gehorchte unwillkürlich. Eine heiße Angst weitete schreckhaft ihre Augen . . .

Frau von Schatendorff nickte . . .

„Wir werden sofort eine Untersuchung aller Sachen und Personen, die im Schloß ein- und ausgehen, vorzunehmen lassen,“ sagte sie langsam.

Dabei läßt es sich natürlich gar nicht vermeiden, daß auch ihre Sachen — Ihr Zimmer mit seinen wohlverschlossenen Schränken usw. einer genauen Durchsicht unterzogen wird . . .“

Die feinen Hände streckten sich flehend aus . . .

Bitte, nein, gnädige Frau . . . nicht in mein Stübchen . . . das erlaube ich nicht . . .“

Die alte hohe Gestalt schien zu wachsen.

„Vergessen Sie nicht, daß Sie sich durch Ihre deutliche Erregung nur noch verdächtiger machen, Fräulein Hellwig.“

Ein Schrei antwortete.

„Verdächtiger . . . ich . . . ja . . . denkt man . . . denn . . . ich . . . o mein Gott . . .“

— Ja, das dachte die stolze alte Frau!

Sie schätzte den lockenden Tand des Reichtums sehr hoch ein und meinte nun nichts anders, als daß die junge, elternlose, arme Erzieherin seiner Ladung auch unterlegen sei

Marie Hellwig war aus dem Zimmer gestürzt und stand jetzt — schweratmend und sehr blaß vor dem Schloßherrn.

„Ihre Frau Mutter meint, daß ich es gewesen sei,“ stammelte sie heraus . . . „und sie will jetzt meine Sachen durchsuchen. Aber . . . das darf sie nicht. Ich erlaube es nicht. Es ist mein Heiligtum — meine Geheimnisse bergen sich darin . . . Helfen Sie mir doch . . . ich vertraue Ihnen.“

Der schlank Mann neigte sich tief zu ihr herab. Seine Hand strich — wie lieblosend über ihr nubraunes Haar.

„Sehen Sie mich an, Fräulein Marie,“ sagte er weich . . . „Ich weiß, daß Sie unschuldig sind. . . Sie glauben es nicht? — Nun gut, da will ich eine Bitte aussprechen, die eigentlich noch ein wenig reifen sollte — wenigstens so lange, bis sich meine Mutter erst mit ihr vertraut gemacht hatte. — Ich habe Sie lieb gewonnen, Marie Hellwig, und frage Sie jetzt, ob Sie mein Weib und die Mutter meiner Knaben sein wollen.“

Sie drohte ohnmächtig zu werden . . .

Ihre junge Kraft schäumte aber dennoch gegen die schwindenden Sinne an. Stolz und Angst peinigten sie. Sie verbarg ihr Herz.

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie leise . . . „aber Ihres Opfers bedarf es doch nicht. Ich fühle mich auch allein ganz rein und stark genug, um nicht zusammenzubrechen.“

Er sah sie fest an.

„Mißverstehen Sie mich nicht, Marie . . . es soll kein Opfer sein . . . kein Schutz sein . . . den ich Ihnen im Augenblick, etwa um Sie gegen die eigne, zur Zeit ungerichte Mutter zu schützen, gebe . . . ich spreche damit nur einen langgehegten Herzenswunsch aus.“

Sie glaubte ihm nicht.

Ihre Zähne bißen sich fest. Ihr Herz wollte staden. Aber ihre Stimme behielt den Klang, als sie jetzt sprach: „Ich liebe . . . Sie nicht . . .“

„Ich könnte es gar nicht tun . . . Lassen Sie mich gehen . . .“

Der Schloßherr setzte es bei seiner Mutter durch, daß der Schreibtisch der Erzieherin nicht durchsucht wurde . . .

Marie Hellwig stand mit hängenden Armen, an allen Gliedern zitternd, dabei . . . als ihre sonstigen Sachen durchsucht wurden . . .

Es war alles vergeblich. Von den gestohlenen Perlen fand sich nichts. —

Am nächsten Tage, als der Unterricht der Knaben beginnen sollte, fehlte die junge Erzieherin. Sie war nirgends zu finden. Nur ein Zettel lag auf dem Schreibtisch des Schloßherrn für diesen

„Ich kann nicht länger in Ihrem Hause bleiben. Von meinen Sachen nehmen ich nichts anderes mit, als das Kleid, das ich auch gestern trug und dessen Taschen ja bereits durchsucht waren. Das andere lasse ich in Ihren Schutz zurück. — Ich darf es mir abholen . . . wenn ich einen neuen Unterschlupf erlangt habe . . .“

Außer dieser Aufregung brachte der neue, kalte Wintertag noch eine andere. — Der junge geschickte Diener, der sich des vollen Vertrauens seiner Herrschaft erfreute, wurde neben den Schneemännern im Park . . . erfroren aufgefunden. In seiner Hand fand sich eine geleerte Flasche, deren Etikett einen alten, schweren Würstchen verriet, welcher dem jungen Menschen wohl einen tiefen Schlaf gebracht hatte

— Im Schloß wurde es sehr still.

Marie Hellwigs Zimmer schloß der Vater der Knaben eigenhändig ab, nahm den Schlüssel an sich und befahl, daß der Nachfolgerin im ersten Stock ein anderes Zimmer angewiesen wurde.

Seine Mutter lag seit Wochen zu Bett. Ihr war der Schreck und die Aufregung nahe gegangen. Zuweilen wollte sie von Marie Hellwig zu sprechen beginnen. Aber ihr Sohn verstand es jedesmal, sie davon zurückzuhalten.

„Ich kann ihren Namen noch nicht hören, Mutter“, hat er leise.

Da begriff die stolze Frau allmählich, was ihr Sohn, der seine erste Frau nicht aus Liebe, sondern lediglich auf Wunsch seines ebenfalls verstorbenen Vaters geheiratet hatte, unter diesen Unklarheiten gelitten hatte . . .

Aber sie mochte ihm nicht helfen . . .

Es hätte ein Wunder geschehen müssen, ehe sie ihre Einwilligung und ihren Segen zu einer Ehe mit einer bürgerlichen, armen Frau erteilt hätte . . . Diesem Mädchen, auf dem immer noch ein schwerer Verdacht ruhte, hätte sie niemals den Namen einer Tochter gegeben . . .

Der Winter hatte sich ausgelobt. Vier lange Wochen drohten nun schon die Schneemänner im Park mit ihren Steden und ihren runden, erstaunten Augen zum grauen Himmel empor . . .

Da geschah es endlich, daß einer von ihnen, der größte und stärkste, leise zu weinen begann, weil er sein Ende herankühlte . . .

Er wurde immer kleiner und schwächer . . . die Knaben umstanden ihn in ihren Freistunden voller Mitleid . . . aber zu helfen vermochten sie ihm nicht . . . An einem Mittag war er ganz zusammengesunken und dockte jetzt elend und grauschwarz vor Todesangst auf dem feuchten Boden

Da hieß Adim, der kleinere von beiden, plötzlich einen lauten Schrei aus

Er deutet mit seinen kleinen Händen auf das Erdreich . . .

„Der Schneemann hat seine Zähne verloren“ sagte er erlaut.

Es schien wirklich so . . . Da lagen ein paar Hände voll köstlicher, gleichender Dingerlein, die man wohl für Zähne halten konnte . . .

Es waren aber die alten, herrlichen Familienperlen, um bereitwilligen Marie Hellwig ihr Glück zetrümmert hatte.

— Auch die Mutter des Schloßherrn erkannte sie als ihr Eigentum . . .

Zimmer dunkler und verworrener wurde jetzt das Rätsel ihres vorübergehenden Verschwindens.

Nur ein kleiner Zettel, der sich, als der Schneemann gänzlich verloren war, ebenfalls zeigte, wies eine Spur auf. Er war augenscheinlich an ein Mädchen gerichtet, das eines Würstchen Geliebte gewesen war.



Unsere Schipper beim Instandsetzen französischer Hausruinen.

... Die halb verwischten Worte lauteten:
„Verwahre die Perlen so lange, bis ich weiter Bescheid sage. Sie werden uns ermöglichen, zu heiraten. Wilhelm will die Perlen gelegentlich verkaufen.“

Wilhelm war der Name des erkrankten Dieners gewesen... dessen Bruder, ein leichtsinniger Geselle, wie allbekannt war, ein Auge auf die schöne Tochter des Försters geworfen hatte.

Nun wahrte es auch nicht lange, da wurde die ganze Tragödie offenbar.

Der junge Diener hatte sich verleiten lassen, den Schmuck zu stehlen und in den Schneemann zu versenken, jedenfalls um auch für sich daraus Nutzen zu ziehen... Der Bruder aber hatte jene Zeilen geschrieben... die mit den Perlen seine Braut abholen sollte. Warum jene niemals gekommen war, blieb verborgen, wie auch der Aufenthalt des Schreibers lange im Dunkeln lag... Erst später brachte eine Zeitungsnachricht die Kunde, daß auch er, wenige Tage nach dem

Verschwinden der Perlen, zwanzig Meilen von dem Wohnort des Bruders entfernt, in einem Schneetreiben umgekommen war...

Warum aber wollte Marie Hellwig dann nicht ihren Schreibtisch öffnen lassen...

Auch dies wurde offenbar, als der Schlossherr sie nach der Aufklärung suchte und endlich fand. Sie weite auf einem stillen Gut und unterrichtete die Töchter einer kleinen Inspektorenfamilie.

— Ihr Schreibtisch hatte das lebensgroße Bild des Schlossherrn enthalten, das sie für sich gezeichnet hatte, weil sie ihn liebte und später nicht ohne seinen Anblick leben zu können glaubte.

Sie meinte vor Scham zu sterben, als sie dies enthielt...

Aber der Mann, der die Grüße und die heiße Bitte seiner alten Mutter um Vergebung überbrachte, küßte ihr die Rote der Scham und die Tränen des Bangens fort... Da merkte Marie Hellwig, daß endlich auch der Schneemann ihrer Sorgen schmelzen wollte und tat nichts, um ihn zu erhalten...

Der Mutter Name.

(Fortsetzung.)

Roman von Otto Esler.

(Nachdruck verboten.)

„Ja, es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Eberhard Frank der legitime Sohn des verstorbenen Eberhard von Hattungen ist, obgleich ihn dieser niemals als seinen ehelichen Sohn anerkannt hat. Doch das tut nichts zur Sache. Um ganz sicher zu gehen, daß nicht etwa eine fingierte Heirat vorliegt, habe ich nach Westwid in Schottland geschrieben, man hat mir die Kopulationsurkunde in beglaubigter Abschrift geschickt, es hat alles seine Richtigkeit. Zeugen bei der Heirat waren der Vater der Braut, James Frank, der jedoch bereits vor Jahren verstorben ist, und ein Vetter von ihr, der wahrscheinlich noch lebt, aber schwer aufzufinden sein dürfte. Aber auch das hat nichts zu sagen, die Kopulationsurkunde ist Beweis genug.“

„Aum, also.“

„Ja, Frau Baronin — aber wo ist der Erbe? Wo ist dieser Eberhard Frank? Vielleicht lebt er überhaupt nicht mehr.“

„Das wolle Gott verhüten!“

„Ich habe an die Direktion des Norddeutschen Lloyd geschrieben, um mir seine Adresse zu verschaffen. Man schrieb mir wieder, daß der Steuermann Eberhard Frank den Dienst des Norddeutschen Lloyd verlassen habe; wo er sich gegenwärtig befinde, könne man nicht sagen. Man erzähle sich, daß er auf einem englischen Schiff den Posten des ersten Steuermanns angenommen habe. Weiteres wisse man nicht. In Bremen oder Bremerhaven befinde er sich jedenfalls nicht. Die Polizeibehörde beauftragte mir dies letztere. Meine Bemühungen, den Erben ausfindig zu machen, sind somit ergebnislos verlaufen. Auch auf dem britischen Seeamt ist sein Name nicht bekannt. Wir müssen also abwarten, ob sich dieser Eberhard Frank jemals wieder meldet.“

„Weiß Heinrich Klafen in Germersbagen seine Adresse nicht?“

„Nein — ich habe ihn jedoch ersucht, mir sofort zu schreiben, wenn er diese Adresse erfahren sollte. Ich meine also, gnädige Frau, wir lassen vorläufig alles beim alten. Betrachten Sie sich meinerwegen als die Verwalterin des Ihnen anvertrauten Gutes und treffen Sie danach Ihre Maßnahmen. Eberhard Frank wird Ihnen sicherlich nicht zürnen, daß Sie in seiner Abwesenheit seine Interessen wahrgenommen haben. Sie sagen ja selbst, daß Sie des jungen Mannes mütterliche Freundin gewesen seien, also betrachten Sie sich jetzt als seine Mutter und Stellvertreterin.“

„Aber ist das nicht eine neue Täuschung der Deffentlichkeit?“

„Was geht der Deffentlichkeit diese interne Familienangelegenheit an? Sie haben erst jetzt die Wahrheit erfahren, Sie sind bereit, den Besitz dem wahren Erben zu übergeben, wenn er aufzufinden ist. Allerdings muß der Behörde davon Anzeige gemacht werden, ich werde das auf mich nehmen und es so einzurichten wissen, daß man Ihnen die Verwaltung des Gutes überträgt — Ihr Herr Sohn kann freilich niemals Besitzer werden, solange nicht der Tod Eberhards Frank zweifellos festgestellt ist. Einen Kurator, — ich denke, man wird mich dazu ernennen, — müssen Sie sich aber gefallen lassen.“

„Ich bin jederzeit bereit, genaue Rechenschaft abzulegen.“

„Aum gut — so überlassen Sie die Ordnung der Angelegenheit nur getroßt mir, gnädige Frau.“

Der Justizrat nahm die Schriftstücke zusammen und schob sie in seine Aktenuappe. Dann erhob er sich.

„Ich glaube, meine liebe gnädige Frau,“ sagte er freundlich

und herzlich, „wir haben jetzt nichts mehr zu besprechen. Ich lasse Ihnen in einigen Tagen weitere Nachrichten zukommen.“

Sie reichte ihm die sehr schmal und blaß gewordene Hand. „Wie soll ich Ihnen danken, Herr Justizrat.“

„Sie haben mir überhaupt nicht zu danken, Frau Baronin. Es ist mir eine Genugtuung, Ihnen nach meinen schwachen Kräften dienen zu können. Und nun empfehle ich mich Ihnen.“

„Wollen Sie nicht zum Abendessen bleiben?“

„Sehr freundlich — aber ich muß leider ablehnen. Geschäfte rufen mich nach der Stadt zurück. Ein anderes Mal stehe ich gern zu Ihrer Verfügung.“

„Aum dann, auf baldiges Wiedersehen, lieber Justizrat. — Und noch eins — schonen Sie das Andenken meines unglücklichen Gatten.“

„Seien Sie unbesorgt — ich werde schon dafür sorgen, daß sein Name ganz aus dem Spiele bleibt. . . . ich habe die Ehre, Frau Baronin.“

Er küßte ihr die Hand und empfahl sich. Bald darauf hörte man seinen Wagen fortrollen.

Jrimgard trat an das Fenster und sah dem Wagen nach, bis er aus dem Hoftor fuhr und in die Platanen-Allee einbog, die vom Schloß nach der großen Hauptstraße führte. Der Herbststurm hatte die Platanen schon entblättert; schauernd und frierend schienen sie in dem nasskalten Wetter dazustehen, die kahlen Äste trostlos zum grauen Regenhimmel emporstreckend, an dem die Wolken so tief dahergebogen, als wollten sie sich jeden Augenblick auf die Erde senken. Ein Krähenschwarm wurde durch den Wagen aufgeschreckt und strich unter rauhem Gekrächz und schwerfälligem Flügelschlag über die nassen, abgeernteten Felder, bis sie in dem nahen Walde verschwanden.

Jrimgard seufzte tief auf. Sie wußte nicht recht, ob sie richtig gehandelt hatte, auf den Vorschlag des Justizrats einzugehen. Am liebsten hätte sie Schloß Hattungen verlassen und die Verwaltung des Besitztums der Behörde überlassen. Die Räume des Schlosses, die ihr sonst so lieb und vertraut gewesen waren, der Park, in dem sie so gern gewandelt, der Gutshof, um dessen Wirtschaft sie sich namentlich in den letzten Jahren so eingehend gekümmert, da ihr Gatte sich der Wirtschaft überhaupt nicht mehr angenommen hatte — alles erschien ihr jetzt so fremd und tot, daß sie sich fast fürchtete, einen Gegenstand zu berühren oder eine Unordnung zu treffen. Sie überließ alles der Haushälterin und dem Gutsinспекtor und lebte still für sich in ihren Gemächern, die mit Möbeln aus ihrer eigenen Aussteuer ausgestattet waren.

Als sie noch traurig sinnend dastand, öffnete sich die Tür und Felix trat ein. Er hatte sich wegen des Todesfalls in seiner Familie längeren Urlaub geben lassen.

„Verzeih, Mama,“ sagte er, „wenn ich Dich störe. Aber ich bin gespannt, was der Justizrat gesagt hat.“

„Ich hätte es Dir ohnehin mitgeteilt,“ entgegnete die Baronin, „denn Du hast natürlich Anspruch darauf, zu wissen, wie die Sachen liegen.“

„Ja — allerdings. Sollen wir es auf einen Prozeß antommen lassen?“

„Das wäre nutzlos, da die Tatsache der Heirat Eberhards von Dattingen mit Elisabeth Frank feststeht.“ . . .

„Vielleicht ist diese Heirat nur fingiert.“

„Nein, sie ist wirklich vollzogen.“

„Oder irgendwie anzusehen.“ . . .

„Auch das nicht. Es ist alles in Ordnung und Eberhard Frank ist der gefehlmäßige Erbe seines Großvaters, des alten Barons.“ . . .

„Ja, aber Mama — sein Vater hat ihn doch nicht anerkannt! Er hat ihn als illegitimen Sohn eintragen lassen — es war also seine Absicht, diese törichte Heirat als nicht vollzogen zu betrachten.“

„Was seine Absicht war, können wir nicht wissen. Er starb ja so plötzlich — und vor dem alten Baron. Doch das ist alles jetzt gleichgültig, wir haben das Majorat dem richtigen Erben zu übergeben. Und dieser Erbe ist Eberhard Frank.“

„Das fragt sich noch, Mama,“ entgegnete Felix trotzig. „Ich werde mich jedenfalls nicht ohne weiteres verdrängen lassen. Ich habe auch mit einem Rechtsanwalt gesprochen; er riet mir sehr zu einem Prozeß.“ . . .

„Willst Du den Namen Deineres Vaters mit Schande bedecken?“ fragte Irmgard ernst.

„Gewiß nicht. Ich will im Gegenteil sein Verhalten rechtfertigen.“

„Das vermagst Du nicht.“

„Das kommt auf den Urteilspruch an,“ erwiderte Felix hartnäckig.

„Und ich verbiete Dir, Dich in einen solchen Prozeß einzulassen,“ sagte Irmgard stolz und ihr Gesicht nahm einen finsternen Ausdruck an. „Ich habe alles mit dem Justizrat besprochen. So wie Eberhard Frank gefunden ist, übergebe ich ihm Schloß Dattingen und was dazu gehört.“

„Wo hält sich denn Eberhard jetzt auf?“

„Man weiß es nicht. Er ist nicht mehr bei dem Norddeutschen Lloyd und soll auf einem englischen Schiff Dienste angenommen haben. Bis er gefunden ist, verwalte ich den Besitz unter Aufsicht der Behörde.“

Felix lachte leicht auf.

„Und ich? — Wo bleibe ich?“ fragte er.

„Du kehrt zu Deinem Regiment zurück — Du hast hier nichts mehr zu tun,“ entgegnete Irmgard ernst.

„Das ist ja herrlich! Aber willst Du mir nicht sagen, Mama, wovon ich leben, wovon ich meine Schulden bezahlen soll?“

„Ich habe noch einiges Vermögen, ich werde Dich nach meinen Kräften unterstützen.“

„So muß ich Dich um zwanzigtausend Mark bitten . . .“

„Felix?“

„Ja, Mama — so viel betragen meine Schulden,“ entgegnete er mit grausamen Lachen. „Und wenn meine Gläubiger erfahren, daß ich hier nichts mehr zu suchen und zu hoffen habe, dann werden sie die Schlinge zuziehen und ich kann Versicherungsagent werden oder mir eine Kugel vor den Kopf schießen. Du hast zu wählen, Mama.“

„Du bist schrecklich, Felix . . .“

Er zuckte die Schultern.

„Ich glaube, es ist besser, Mama,“ sagte er, „wenn volle Klarheit zwischen uns herrscht.“

„Nun gut,“ sprach sie, sich stolz emporrichtend, „Du sollst die Summe haben. Ich werde mit dem Justizrat sprechen, er soll Deine Angelegenheiten ordnen, reiche mir eine Liste Deiner Gläubiger ein. Und nun laß mich bitte allein.“ . . .

Sie wandte sich ab, um die aufsteigenden Tränen vor ihrem Sohn zu verbergen. Wenn sie jene Summe bezahlte, dann war sie fast eine Bettlerin — es war beinahe der Rest ihres Vermögens — aber sie wollte frei im Handeln sein, sie wollte Felix keinen Einfluß auf ihr Handeln einräumen, sie wollte die Schuld ihres Gatten in vollem Maße sühnen, nicht der kleinste Flecken sollte auf seinem und ihrem Namen haften bleiben. Es war ihr, als ob die Schuld ihres Gatten ihre eigene sei — hatte sie doch geahnt, welches Geheimnis ihn bedrückte, und nur nicht gewagt, danach zu forschen und zu fragen. Zuerst hatte sie seinen Worten volles Vertrauen geschenkt, wenn sie später eine Andeutung wagte, hatte der Baron sie schroff zurückgewiesen. Sie trat das Erbe ihres Gatten an — sie nahm auch seine Schuld auf sich.

Felix fühlte, daß er zu weit gegangen war. Er war im Grunde seines Herzens nicht schlecht, nur sein Leichtsin und die Aussicht auf ein reiches Erbe hatten ihn in diese mißliche Lage gebracht. Die Enttäuschung, die ihm die Entdeckung der Mütter bereitet, machte ihn hart, grausam und trotzig. Jetzt tat es ihm leid, seiner allzeit gültigen Mutter in solcher Weise entgegenzutreten zu sein.

„Verzeih mir, Mama,“ hat er, „ich wollte Dich nicht verletzen. Ich erkenne ja vollständig Deinen Edelmut an und bewundere Dich. Aber Du kannst es mir doch auch nicht verdenken, wenn ich mich schmerzlich enttäuscht fühle.“

„Ich verdenke es Dir nicht.“

„Na, siehst Du. Und was meine Schulden anbetrifft, so will ich Dich nicht in Verlegenheit bringen. Waidel wird mir das Geld schon vortreten, da er ja nun zur Familie gehört.“

„Den Verlobten Deiner Schwester laß aus dem Spiel,“ unterbrach sie ihn rasch. „Reiche mir die Liste Deiner Gläubiger ein, ich werde sie befriedigen — allerdings, auf Weiteres hast Du nicht zu hoffen.“

„Aber die Einkünfte des Majorats?“

„Die gehören nicht uns.“

„Vorläufig doch,“ meinte Felix. „So sagte mir wenigstens der Rechtsanwalt.“

„Das geht mich nichts an. Ich weiß, was ich zu tun habe. Ich bitte Dich, laß mich allein.“ . . .

„Nun, wie Du willst,“ entgegnete Felix bitter. „Ich glaube, Du hast diesen Eberhard Frank lieber als Deinen Sohn.“ . . .

„Sie sah ihn stolz, mit großen Augen an.“

„Hast Du denn gar kein Verständnis für das Unwürdige Deiner Worte?“ fragte sie mit bebender Stimme. „Gar keinen Stolz? Gar keine Achtung vor der Ehre unseres Namens? Willst Du Dich mit ungerechtem Gut bereichern? Ich denke, wir tragen schwer genug an der Schuld Deines unglücklichen Vaters, wir brauchen nicht noch Deine Schuld auf uns laden. Er hat aus Liebe zu uns diese Schuld auf sich genommen, die ihn zu einem unglücklichen, friedlosen Menschen gemacht hat — deshalb sei ihm verziehen — aber wir — Du und ich — wir haben diese Entschuldigung nicht. Wir machten uns eines Diebstahls schuldig und belasteten das Andenken Deines Vaters mit einer neuen Schuld, die wir zu sühnen die Pflicht haben. Wenn Du töricht genug wärest, einen Prozeß anzuknüpfen, ich hielt es für meine Pflicht, gegen Dich auszusagen. Dann würde ich Dich allerdings nicht mehr meinen Sohn nennen.“

Ihre sonst so gültigen und milden Augen blitzten zornig; ihre blassen Wangen glühten; stolz emporgerichtet stand sie da, eine hohle, erbitterte Erscheinung.

Felix wagte nicht die Augen aufzuschlagen. Die Röte der Scham brannte auf seiner Stirn; um seinen Mund zuckte es krampfhaft; er beugte sich unwillkürlich der sittlichen Größe und Erhabenheit seiner Mutter.

„Verzeih — Du hast recht —“ entgegnete er leise und schen. „Ich werde Deinem Handeln keine Hindernisse in den Weg stellen. Verzeihe mir.“ . . .

Er haschte nach ihrer Hand, drückte einen ehrerbietigen Kuß darauf und entfernte sich rasch.

Draußen im Vorzimmer traf er auf den alten Friedrich, der noch immer im Schlosse umhergeschlich.

„Was wollen Sie hier?“ fuhr er ihn an.

„Ich wollte fragen, ob der Herr Baron Befehle hätte.“ . . .

„Ich habe hier nichts zu befehlen. Lassen Sie mich in Ruh!“ Er stürmte davon. Mit spöttischem Schmunzeln sah ihm der Alte nach.

„Ja, ja,“ murmelte er. „Er hat hier nichts zu befehlen . . . ich weiß es wohl . . . es ist aus mit der Herrlichkeit . . . und die stolze Frau da drinnen“ — hier erhob er drohend die knöchelige Hand gegen das Zimmer Irmgards — „die mich stets mit solch verächtlichen Blicken gemustert hat, sie muß bald unter Schmach und Schande dieses Haus verlassen.“

Er scherte höhnisch auf und schlich sich davon.

Drinnen im Zimmer aber stand Irmgard am Fenster und sah mit großen, tränenreichen Augen in das verglimmende Abendrot. Die Hände hatte sie über der Brust gefaltet und mit zudenden Rippen betete sie: „Und vergib uns unsere Schuld.“ . . .

(Fortsetzung folgt.)

Erster Gedanke.

(Zu nebenstehendem Bilde.)

Seppi (welcher ein Geldstück gefunden hat): „Zuchhehl! Jetzt hab' i' d' Koft'n zu oaner Mooswaatsch'n für'n Michel.“

Die Macht der Gewohnheit.

„Zeit ist Geld.“ pflegt Herr Moritz Preisgerecht zu seinen Angestellten zu sagen, wenn er sie engagiert. „Sie gestatten also, daß ich Sie kurz bei Ihrem Vornamen nenne, Ihr Familienname ist mir viel zu lang. Sie sind doch einverstanden?“

Als er nun eines Tages dieselbe Rede einem neu engagierten Knechtling hält, sagt dieser: „Halten Sie das, wie Sie wollen, Herr Preisgerecht, ich heiße Anastasius Zapp.“

„Gut.“ nickt Preisgerecht, „ich werd' Sie also Anastasius nennen, Zapp ist mir viel zu lang.“

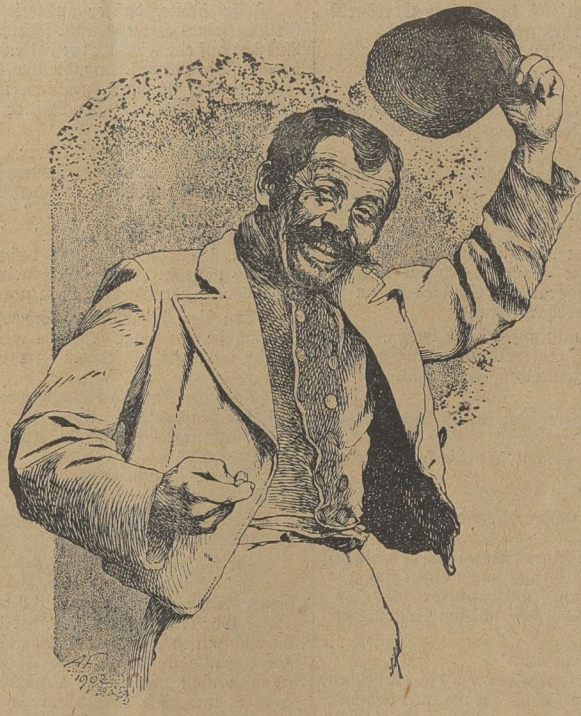
Gemüthliches

von der Sekundärbahn.

1. Akt.

Alte Dame: „Sie, Schaffner, sind wir nicht bald in Heinrichsdorf?“

Schaffner: „N bewahre, Madame, da können Sie noch



ruhig ein Schläfschen machen. Jetzt ist es zehn Uhr und um zwölf sind wir erst da.“

Alte Dame: „Schön, werden Sie mir?“

2. Akt.

Schaffner: „Donnerwetter, jetzt liegt Station Heinrichsdorf hinter uns und ich habe vergessen, die Alte zu wecken und abzugeben! Na, die wird einen schönen Lärm machen!“

Zugführer: „Da wird wohl das beste sein, lieber Freund, wir lassen den Zug das Stück bis nach Heinrichsdorf zurückgehen, daß die Alte nichts merkt?“

Schaffner: „Gott Strambach, ja, das ist das Beste, Zeit haben wir ja!“ (Der Zug fährt nach Station Heinrichsdorf zurück.)

3. Akt.

Schaffner (die Alte weckend): „Na, Madame, wir sind in Heinrichsdorf, steigen Sie schnell aus, nur zwei Minuten Aufenthalt!“

Alte Dame: „Ich dank Ihnen schön, daß Sie mich geweckt haben. Ich wollte nur meine Stulle essen! Ich hab nämlich meine Uhr vergessen und da ich wußte, daß wir in Heinrichsdorf ungefähr um Mittag ankomen, so bat ich Sie, mich zu wecken!“

Stahlropfen-Vertrieb Bad Pyrmont.

Stahlropfen ein ideales Kräftigungsmittel, hervorragend wirksam, appetitanregend, wohlschmeckend und bekömmlich. Bestes Präparat in allen Fällen von **Blutarmut, Bleichsucht, allgemeiner Schwäche und nervöser Verstimmung.** Originalpackung Mk. 3.—. Erhältlich durch den **Stahlropfen-Vertrieb Bad Pyrmont 1** gegen freie Nachnahme.

Wir geben gutgeh. Uhr und Kette, wenn Sie 100 Kleinrentenpartien, die Ihnen in Kommission franco zugehen, im Bekanntschaftsverkauf. Nach Einbindung von Mk. 7,50 bekommen Sie eine hübsche gehende Anker-Remonteur-Uhr mit schöner Kette oder nach Ihrer Wahl sonst einen neuen Gegenstand frei angeliefert. Damen- oder Herrenuhren Mk. 3.— mehr. Täglich Anmerkungen. Beruf angeben. **Union Versand, Postfach 100, Heidelberg, B. A. 29.**



Jogal Gicht Hexenschuß Rheuma Nerven- und Ischias Kopfschmerzen
Hundert von Anerkennungen. Jogal-Tabletten sind in allen Apotheken erhältlich. Preis Mk. 1,40 u. Mk. 3,50.

Eine Goldgrube

ist ein Versandgeschäft. Wie gründe ich es mit wenig Geld? Wie lasse ich es gewinnbringend? Bestes Buch aus dem Gebiete von B. Amberg, M. 2.— Von demselben Verfasser erschienen soeben:

„Wie gründe ich mir eine gute Existenz während des Krieges u. nach d. Kriege?“ Keine theoretische Abhandlung, sondern ein praktisches wirklich brauchbares Werk. M. 2,00. Ausführliche Prospekte kostenlos.

Johann Linnimayr, Hamburg, Rostockerstraße 18/22.

Zephir- u. Castorwolle

sowie verwendungsfreie **Garne und Gewebe**

jeder Art, auch ungängbare Lagerware kauft **Textilhaus Dr. Hugo Rhode,** Barmen-Wi.



Für 2.— Mk. liefert nach jeder Photographie ein photographisches Vergrößern — 35—45 Zentimeter — **Brustbild Lebensgröße.** Spezialität: **Soldatenbilder** in feldpostähnlicher Ausrichtung, auch nach Civil- oder Gruppenaufnahmen. Versand per Nachnahme oder vordringender Einsendung von Mk. 2,50 incl. Porto und Verpackung. **Adressenliste gratis.** **A. Kruse,** Friedemann Berlin, Friesenstraße 18.

D. R. W. angem. D. R. P. angem.

Wascholin mit Mandelgeruch vom Kriegsausschuß Berlin genehmigt. Schäumendes Handwaschmittel für Toiletentisch und Bad. Garantiert kein Ton. 30 Stck 6.— Mk., 60 Stck 11,75 Mk. franko und verpackungsfrei.

Chesi frei von Ton, Kaolin, Talkum, Lehm etc. Vorzüglich. Wasch- u. Reinigungsmittel, stark schäumend. Postkoll franko 8,50 Mk. Wiederverkäufer hoher Rabatt.

Herm. Kissner, Berlin C 2, Burgstr. 28, Abl. 194.

Erwerb Frauenberuf. Sat. frei. P. Kirck, Braunschweig.

Salmiak- Waschliz

das beste Wasch- und Scheuermittel, 10 Pfd.-Elmer Mk. 7,50. Versendet gegen Nachnahme **L. Kuschniewski,** Berlin N., Stargarderstraße 44.

65 Gegenstände

in einem Postpaket, gut und bruchstark verpackt, nämlich:

- 1 Handharmonika,
- 1 Mundharmonika,
- 1 Taschmesser,
- 1 Mappe fein. Briefpapier und Kuverts,
- 1 Notizbuch,
- 1 Tagebuch,
- 1 moderne Uhrfette,
- 1 Brosche,
- 1 Paar Manschettentöpfe,
- 1 Krawattennadel,
- 1 Zigarrenspitze,
- 1 große Bürste,
- 1 Flasche Parfüm,
- 1 Roman (100 Seiten stark),
- 1 Haussegen,
- 50 weitere Gegenstände nach meiner Wahl

alles zusammen für Mk. 5.— Verpackung frei. Porto extra. Betrag wird durch Nachnahme erhoben. Wenn Sie noch nicht bei mir gekauft haben, machen Sie bitte einen Versuch! Schreiben Sie noch heute eine Postkarte, denn die Nachfrage ist tollstark!

Carl A. E. Hartz, Hamburg 1, Abteilung 74, Spaldingstr. 2—10.

Ohne Bezugsschein! Beschlagsnahmefrei

Strick-Wolle

liefert an Private (Muster frei) **Erfurter Garn-Fabrik** Hoflieferant in Erfurt C. 23.

Wir bitten unsere Leser sich beim Bestellen von Waren und Preislisten auf dieses illustrierte Familienblatt zu beziehen.



Pflege deine Haut mit dem deutsch. Schönheitswasser

Graziella.

Nach ärztlich. Vorschrift hergestellt, Graziella regt die Hauttätigkeit an, beseitigt Fettkügelchen d. Haut u. macht sie glatt, zart u. rosig. Flasche 4.— Mk. vorm. **Schwarzlose, Ad. Heister,** Berlin C 22, Friedrichstraße 183, zwischen Mohren- u. Taubenstrasse.

Wie die alte gute Post

gibt Waschmittel weiße Wäsche! Postpaket, 32 große harte Stücke, o. Marken für Wäsche und Toilette, 5 Mk. Porto, Verp. und Nachnahme frei.

C. Panssegrau, Reichen Wpr.

Frauen-Haar

kauft jed. Posten, zahle bis 15 M. p. Kilo, nach Eingang der Sendung, sofort. Casse. **Franz Vent, Friseur, Naumburg a. S.**

Messerputzmaschine, anerkannt bestbewährte Sorte, jedes Haus halt zu empl., pro Stück nur 7,50 Mk., off. O. Bankwitz, Stollberg, Erzgeb. Nr. 429a.

Seife

verkaufe ich nicht, aber anerkannt gute Cremeseife. Ohne Ton u. auch nicht für Haut, münd. Preisliste unentf. **Friedr. Görtz** Eberfeld, Schießplatz 84.

Kennen Sie meine Neuheiten noch nicht? Schreiben Sie um den neuen Katalog: es wird Sie nicht reuen. **K. Böhm, Ostrach (Knostranz).**

Seifen fabrik fertigt mir feines ovales Toilettewaschmittel. 31 jährige Praxis. Probepostpaket guter Waschmittel 3,95 Mk. frei. Nachnahme. **P. Hoffer, Breslau S. 201.**

Druck und Verlog der Neuen Berliner Verlags-Anstalt, Aug. Krebs, Charlottenburg bei Berlin, Berlinerstr. 40. Verantwortlich: Max Eckstein, Charlottenburg, Weimarerstr. 40.



Mehreuer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Gratisbeilagen:

Wöchentlich ein illustriertes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirtschaftliche Beilage.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. U.

Nr. 4

Nebra, Sonnabend, 13. Januar 1917.

30. Jahrgang.

Der Sieg an der Somme.

In dem Handbuche, das die Darstellung des Feldzugs zum Orden Pour le mérite an den Kronprinzen Rupprecht von Bayern begleitet, hat der Kaiser vor aller Welt festgelegt, daß die Sommeschlacht für uns gewonnen ist. Man hat vielleicht allzu schnell wieder hineingelegt, denn eine gewonnen Schlacht ist für das deutsche Volk nach den Umständen von Siegen, die keine Deere in den zwei-einhalb Jahren Krieg davongetragen haben, besonders aber nach den neuerlichen Misserfolgen in Rumänien, ein fast alltagsliches Ereignis. Wir sind eben in dieser Hinsicht verwehrt. Während heute Frankreich nach mehr als zwei Jahren immer noch den vermeintlichen Vorteil sehr sorgfältig unter geschickten kriegerischen Genies geradezu einen Heberauf an Vorfällen zu solcher veränderlicher Erhebung, so daß mancher Sieg im Strudel der allgemeinen Begeisterung verunruhigt oder wenigstens nicht die ihm gebührende Würdigung erfährt.

Daher der deutsche Sieg an der Somme nicht ohne weiteres annehmen zu dürfen wird, fürchten wir nun gerade nicht. Dafür ist doch zuviel deutsches Blut in den halb ein halbes Jahr aneinander geschlagen, in denen der Sieg errungen ward, gelassen, dafür haben doch unzählige Dörfer und Städte in den beiden Jahren verloren, die sie in deren mörderischen Töten wußten. Trotzdem aber erhebt sich, nachdem erst auch die Kunde vom Ende der Sommeschlacht brachen, geföhren, auf deren Bedeutung noch einmal Besondere hinzuweisen. Denn sie ist nicht eine Schlacht, wie viele andere auch, sondern ein kriegerisches Ereignis von ganz besonderer Wichtigkeit und für die Deutschen ist dieser Ausgang von ganz außerordentlicher Tragweite.

Das jetzt uns schon eine Betrachtung des Ziels, das unsere Feinde mit der Offensive des Jahres 1916, die man kurz als die Sommeschlacht bezeichnet, verfolgt haben. Dieses Ziel war ausgedehnter, als die deutsche Front zu durchbrechen, sie nach rechts und links auszurollen und die Deutschen aus Frankreich und im gleichen Anlauf möglichst auch nach Belgien zu vertreiben. Das gleiche Ziel machte wohl auch den früheren Offensiven Frankreichs vor, aber es ist doch niemals als so selbstverständlich hingestellt worden wie bei der Offensive dieses Jahres. Die Vorbereitungen dazu sind in aller Öffentlichkeit getroffen worden. Von Ende 1915 an bis zum Beginn der Offensive wurden die eigenen und die neutralen Wälder von den Stimmungsgebern der Entente unmaßig im Sinne des vorgenannten Ziels bearbeitet, selbst im Film wurden der aufhorchenden Welt die Vorbereitungen zu dem großen Schlag vor Augen geführt.

Ein Zweifel, daß Deutschland nunmehr geschwächt werden würde, war für den ganzen Weltverband und seine Traktanten nicht mehr möglich. Es handelt sich jetzt um die Kraftprobe und nichts anderes. Wie Herr Clemenceau im April. Der Höhepunkt des Krieges ist da. Für alle Weltbandsmitglieder gibt es nur die Lösung: Sieg oder Tod! Wenn jetzt ein Wille die einseitige Tat besteht, wird das preussische Barbarentum vernichtet werden, verländere der Senator Beringer unmittelbar vor Beginn des Angriffs. Und am 30. Juni, als das Trommelfeuer bereits eine Woche lang auf die deutsche Stellung niederhagelte, konnte man in der Aktion sehen: Die Deutschen können ruhig sein, man wird Hilfe und St. Quentin schneller erobern, als sie denken. Ebenso wird die Stunde für Antwerpen und Dierdenhoef schlagen und über Erwartetes schnell wird die Trilogie an der Maas und am Rheine wehen.

Man würde den Franzosen unrecht tun, wollte man sagen, die Vorbereitungen wären aus der hohen Hand heraus gegeben worden. Dem Ziele entsprachen auch die Mittel. In den gewaltigen, bisher beispiellosen Vorbereitungen, die von den Westmächten getroffen worden waren, hatten die Prophezeiungen wohl eine reale Unterlage. Hatte doch die Marine über den Kanal endlich ihre Wirkung eingebracht und Frankreich veranlaßt, jetzt auch einmal Opfer an Blut zu leisten. Eine Million Granatminen stand neben den französischen Divisionen bereit, wohl ausgerüstet und in der langen Ruhezeit, die sie sich bisher gegönnt hatten, bis aufs letzte eingetücht, wie man hoffte. Dazu kamen die Vorbereitungen für eine artilleristische Wirkung, von der man glaubte, daß sie nichts überleben könne. Eine Million Granatminen waren die Besätze und Munitionsmaterialien Frankreichs, Englands und Amerikas Tag und Nacht mit

für diese eine Aufgabe tätig gewesen. Selbst am Anfang hatte es für die Arbeiter keine Pause gegeben. Besonders in der Fabrikation schwerer und schwerer Geschütze war das denkbar Mögliche geleistet worden, hatte man doch von den Deutschen und deren Gefolgen durch die schwere Artillerie geleitet. Große Sorgfalt hatte man auf die Bereitstellung aller Spezialmaschinen verwendet, große Schwärme von Fliegern konnten auf die deutschen Linien losgelassen werden. Die Artillerieabteilung selbst war bis ins Kleinste ausgebildet, jede Möglichkeit sorgfältig in Rechnung gezogen, die Breite des Angriffsfronten so gering wie möglich gewählt, um eine Tiefenwirkung zu erzielen, welcher der Erfolg nach menschlichem Ermessen unter allen Umständen beschließen sein mußte.

Es war die gewaltigste Maschinenhäufung dieses Krieges, der sich die deutschen Sommerkämpfer gegenüberstanden. Die gesamten verhängenen Kräfte zweier Großstaaten bereiteten sich zum Angriff gegen nur einen Teil des deutschen Heeres, denn dieses hatte sich ja auch auf der weiten Front gegen die russischen und die westlichen Oberlegenheiten an Menschen und Kriegsmaterial muß man sich immer wieder vor Augen stellen, wenn man die Leistungen unter Sommerkämpfern, die Heerangehörigen ihres siegreichen Widerstandes würdigen will. Und dann vergegenwärtige man sich, daß das Schlamm, Gammern und Stößen über fünf Monate Tag und Nacht dauerte, daß ein Großplanmäßiger an verderblichen Kräfte auf dem anderen in Schalten stellte, daß sich der höchste Geist und Scharfsinn immer wieder überboten wurde.

Man denke weiter daran, daß monatelang vorher in das Gehirn jedes Franzosen hineinverpflanzt worden war, worum es in dieser Schlacht für Frankreich geht, nämlich um die Befreiung der eigenen Erde von den deutschen Barbaren, um nichts weniger als um Frankreichs Zukunft, das auch sonst kein Mittel unversucht gelassen wurde, das geeignet schien, die Truppen vorwärts zu hegen, daß neben den tollsten Verprechungen der Allotah eine große Rolle spielte, und daß man schließlich auch nicht davon zurückbehielt, den Truppen nach dem russischen Beispiel den Weg nach rückwärts durch eigenes Maschinengebrüll und Geschützfeuer zu verlegen. Vorwärts! Vorwärts! rief jeder neue Tagesbefehl den Truppen zu. Ja, die französisch-englische Heeresleitung wollte vorwärts um jeden Preis. Berichte es mit dem Durchbruch, dann wieder mit der Vermüdung, dann wieder mit dem Durchbruch. Solche war täglich die gewaltige Bereitwilligkeit, die durch das in die deutsche Mauer zu lösende Loch durchbrechen und das Werk der Vernichtung beginnen sollte. Der beste Beweis, wie zäh sie für Ziel bis zuletzt verhielt hat.

Vergleichen. Die deutsche Mauer hielt Stand wohl da und dort, aber sie zerbrach schließlich mit Stöhnen. Hinterher lieh sie sich nicht mehr zu wehren, sondern sie ergab sich. Sein ganzer Einsatz in der Schlacht, die einmal die Städte von ihm erreicht waren, um ihren Angriffsweg zu verlegen, wurde die größte französische Schlacht, ein gewisses Ergebnis der Schlacht.

Wenn wir es tun, stellen, auch ins Gedächtnis, Truppen dort, die Ziel zu erreichen, der lang zu mühen der Sommerkämpfern Vorkriegsfronten der Heimat erzählt an jeder Ausdehnung und selbstlose nicht zuletzt an dem und Gedächtnis denken, dann, dann, jetzt aber den Siegfrieden den Feinde begleitet, Sommeschlacht, beitrug, der Welt haben. Und für sie die Bewegung ihren

Niederwerfung Rumäniens hat, sondern vor allem auch in der Tatsache, daß alle Hoffnungen der Westmächte auf Durchbrechung der deutschen Westfront an der Somme zu Grabe getragen worden sind. Auch die künftigen Hoffnungen. Denn es wird nach dem, was die deutschen Truppen an der Somme vollbracht haben, keinen Menschen auf der Welt geben, der ernstlich unseren Feinden für einen abermaligen Versuch mehr Erfolg prophezeien würde, als sie jetzt gehabt haben.

Das ist die bleibende Frucht des deutschen Sieges an der Somme. D. K.

Verschiedene Kriegsnachrichten.

Deutscher Sieg in Ostafrika.

Der Rhein. Volksgen. meldet ein durch sehr zuverlässige neutrale Quelle auf unterrichteter kolonial-afrikanischer Mitarbeiter: Es habe sich nunmehr mit aller Bestimmtheit herausgestellt, daß der englische Oberbefehlshaber, General Smuts, im Oktober und November 1916 keine Verluste erlitten hätte, während seiner Offensiven gegen Deutsch-Ostafrika erlitten hätte. Der Sieg der unter dem Befehl des Obersten v. Lettow-Vorbeck stehenden Schutztruppe über die Truppe Northey war vollständig. Der Feind wurde 60 bis 100 Kilometer weit verfolgt. Eine Kolonne von über 1500 Mann und eine berittene Gebirgsbatterie wurden vollständig aufgerieben. Die Gefangenen und Kriegsgefangenen betrug heute war groß. Der Feind hat unter Malacia fürchterlich gelitten. (Die Kolonne Northey ist derjenige Bestandteil der englisch-belgisch-portugiesischen Gesamttruppen unter dem Oberbefehl des Baron Smuts, der von Natalien her in das Schutzgebiet eingebrochen war.)

Das ewige Thema.

Der Generalsekretär des englischen Gesellschaftsbundes Weldon erklärte dem Korrespondenten der New York World: Die Arbeiter, aus denen die englische Armee sich zu 85 % zusammensetzt, seien in den Krieg gegangen, um Belgien zu vertheidigen. Wie sie die vollständige Wiederherstellung von Belgien noch immer das Hauptziel, für das sie kämpfen. Weldon sei eben aus Frankreich zurückgekehrt, wo er die Mächten der französischen und der belgischen Arbeiter über den Abrüstungsprozess der belgischen Bürger nach Deutschland kennen gelernt habe. Die Arbeiter seien höchst empört über diese neue Vorkriegs-Verträge, die er bisher seien 50 000 belgische Bürger fortgeführt worden. — Wenn nicht die deutschen Sozialdemokraten eine energiegeladere Haltung einnehmen, glaube Weldon, daß die Arbeiter in den kriegführenden Ländern nicht wieder mit den deutschen Arbeitern zusammengehen werden.

Die Hauptfragen der römischen

Corriere della Sera ausgehend der es. Warum ist es nicht möglich, man dem belgischen Mittel und nicht sagen, ob man Beland für die Kriegsvorgangstragen nach der Beschaffung von den und der besten es- und der besten ergebnisse gekommen le anderen Vorkriegs-Verträgen die Welt

mühte. Unser berati heben er noch weiter die Verbringungsmitteln und der big ist, um unsere zu erfüllen, Gefahr anzubringen, berpricht die Ausbreitung von Salomiti mit alle erhoffen, überlegenheit.

Moldau.

Arbeiter des Welt der D. K. und für sie die unumge

Inserionspreis für die einseitige Schriftgröße oder deren Raum 16 Pfg., bei Privat-Anzeigen 10 Pfg. Beilagen pro Seite 25 Pfg. Inserate werden bis Dienstag und Freitag 10 Uhr angenommen.

lich werde. Die Deutschen verlieren übrigens die Schwierigkeit der Aufgabe nicht, die ihnen noch bevorsteht, und feierten ihre Erobtete mit aufwändig mäßiger Sprache. — Wir sind daran geneigt, nicht bei jedem Siege von der Verminderung des Feindes zu sprechen, im Gegensatz zu anderen Feinden, die sie fürchten auf der nächsten Konferenz immer wieder am grünen Tisch den „unbgläubigen, bedrohlichen, unaussprechlichen Sieg“ prophezeien.

Im Putna-Abschnitt.

Der Stab der Seereschiffe Grabaraon Sobch nicht in einem hohen und schmalen Ringen um den Ausgang aus dem Gebirge in die Moldau-Gebirge. Die Kämpfe spielen sich auf den Straßen ab, die aus dem Bergere-Gebirge in den Fußhüden nach Osten in die Moldau führen. Das zerklüftete Gebirge gewährt dem Feinde die Möglichkeit im Kleinkampf hinter hart beschützte Schützengruben, Abzweigungen einer jeden Widerstand entgegenzusetzen, der von unten tapieren Truppen in unübersehlichen Anbränden Schritt für Schritt überwinden wird. Wieder sind dem Gegner neue befestigte Höhenstellungen entzogen worden, die den Zugang zu der Putna-Gebirge bedient. Der anschließende Kampf der Seereschiffe Macdalen hat unter Ausnutzung des Sieges in unermüdlicher Periode des geschlagenen Feindes neuen Boden gegen Norden gewonnen und konnte bis an den Putna-Mündung vorzudringen. Der Putna-Fluß bildet hier nördlich von Jolani einen Wall gegen unsere von Süden nach Norden vorrückenden Truppen, da er sich in breiter Front von Westen nach Osten über die Stützungen unserer Truppen vorlegt. Die Jolani halten hier, ihren Gebirgen angelehnt, starke befestigte Außenstellungen angelegt, die ihnen auf ihrem Rückzuge eine Zufluchtstätte bieten und erneuten Widerstand ermöglichen sollten. Nach dem Falle von Jolani fallen sie in dem ebenen Gelände keinerlei natürlichen Halt mehr und lassen sich, von unten nachrückenden Truppen bedrängt, genötigt, über den Putna zurückzugehen und die geschützte Außenstellung zu beziehen, in der sie sich noch halten.

Wie der Grabaraon von Garfagna ist dem Feinde ein weiterer Stützpunkt entzogen worden. Die Öffnung unserer Feinde, daß der Bereich ihnen den Beginn des Sieges in Rumänien bringen werde, zerfällt immer mehr in nebelheller Ferne. Die Erhöhung der Deutschen auf 99 Kilometer und 5400 Mann beweist, daß auch der Rückhalt der Seereschiffe nicht standhält, das mehrmals höhere gegnerische Seereschiffe Feinde zu immer erfolgreicherem Widerstand anzureizen. Vor dem Beginn einer siegreichen Gegenoffensive kann unter diesen Umständen naturgemäß es so weniger die Rede sein, als dazu in erster Linie ein siegreicher Widerstand die notwendige Vorbereitung ist.

Politische Rundschau.

Deutschland.

* In einer Unterredung, die der Präsident des Kriegsernährungsamtes mit dem Berliner Vertreter des Christlichen Volkes Altmepfenhals, äußerte sich Herr v. Barock über die Versorgungsfragen nach dem genannten Weltkriege, daß die in Rumänien anzunehmenden Vermögensverluste viel größer seien, als man gedacht habe. Die ausländischen Meldungen über Mangel in Österreich-Ungarn seien unmaßig. Eine Zufuhr aus Deutschland an Korn sei nicht notwendig. — Die Behauptung, daß der Friedensvorschlach der Mittelmächte wegen der unabweisbaren Hungersnot gemacht worden sei, sei ebenso unmaßig wie alle anderen Gerüchte in den Zeitungen des Reichsbundes.

* Die für den 16. Januar nach Berlin einberufene gemischte Konferenz reichsdeutscher, deutsch-österreichischer und ungarischer Parteiführer ist bereits in Ordnung worden, da die ungarischen Parlamentarier durch die Tagung des Abgeordnetenhauses an der Hand nach Berlin verfrachtet sind.

Frankreich.

* Nach seiner Rückkehr aus Rom hat Ministerpräsident Briand sich zu seinen Berichten sehr zufrieden über das Ergebnis der Unterhandlungen geäußert. Einige „Anstimmlichkeiten“ seien beiläufig und insbesondere sei die Lage auf dem Balkan gründlich erörtert worden, so daß mit einer baldigen Wendung zu rechnen ist. — Wie immer vertritt Briand, daß solche Verhandlungen nicht durch Worte, sondern nur durch Taten herbeigeführt werden können.